März 3/79 - DM 3,50 C 4143 EX

konkret

Die Monatszeitschrift für Politik und Kultur

Italien Lire 1400 - Holland hfl 4,25 - Schweiz sfr 3,80 - Österreich S 28,— - Spanien Ptas 160,—

Wirtschaftswunder Auschwitz

Staeck, Böll, Engelmann, Fried, Kuby, Biermann, Piwitt, Peggy Parnass

in konkret März 1979

Briefe

intern

Meine Tante Flora von Peggy Parnass

Waffen unterm Körperschleier von Bahman Nirumand

Bahman Nirumand ist aus dem westberliner Exil in seine Heimat zurückgekehrt. Exklusiv für KONKRET berichtet er über seine ersten Erfahrungen

Wer fängt den 3. Weltkrieg an? von Hermann L. Gremliza

Hermann L. Gremliza über die Mär von der »russischen Bedrohung« und die Kriegs(vorbereitungs)schuldfrage

Verhungern ist Pech von Ulf Engberg

Unter dem Titel: »Kommt die Welthunger-Katastrophe?« informierte der »Spiegel« (41 /78) seine Leser: »Hungersnöte unvermeidbar«: Anhand der Fakten, die Joseph Cillius und Frances Moore Lappé in ihrem Buch » Vom Mythos des Hungers« (S. Fischer) vorgelegt haben, seziert Ulf Engberg die Desinformations-Politik des »Deutschen Nachrichtenmagazins«

Das Milliarden-Ding von Karl Pawek

Der erste deutsche »Sozialisierungs«- Versuch. Aneignung statt Enteignung

Magazin

Radikalauer von Winfried Thomsen

Blumen für den Staatsanwalt von Sebastian Cobler

Sebastian Cobler hat in einem Gutachten für das Russell-Tribunal die Durchsetzung des Prinzips der Staatsraison und die ratenweise Zerstörung von Rechten der Angeklagten bei Strafprozessen untersucht. Was allein im Prozeßrecht in den letzten vier Jahren den Staatsanwälten geschenkt und den Angeklagten genommen wurde, zeigt diese Aufstellung

Alternative Kultur und amerikanischer Kolonialismus von Hermann Peter Piwitt

Jemand von einer Landkommune bei Bremen ist im Winter vor einem Jahr mit seinem Pferd durch Westdeutschland gewandert

Huch, ganz ohne Schlips! von Burkhard Mauer

Burkhard Mauer, Chefdramaturg an der Berliner Volksbühne, beschreibt, wie Lindenberg und Zadek einmal sämtliche Kulturtempel ruinieren wollten

Betr.: Holocaust von Erich Kuby

konkret-Forum»Die Hochmütigen, die Zweifler sind eines Besseren belehrt worden«, schrieb Günther Rohrbach (WDR) nach der Ausstrahlung von »Holocaust«; der Film habe »nicht nur unser Geschichtsbewußtsein verändert, er hat uns auch gelehrt, was Massenkommunikation sein kann«. Möglich, daß Rohrbach hiermit auch den Beitrag »Auschwitz lohnt sich noch« von Friedrich Knilli und Siegfried Zielinski im letzten KONKRET meinte, und möglich, daß er recht hat. Das Thema ist nicht »ausdiskutiert«, längst nicht. Hier die Stellungnahmen, zum Teil sehr harte, sehr persönliche, von Erich Kuby, Hans Christoph Buch und Hermann Peter Piwitt

Ein Sanitätskordon von Hans Christoph Buch

konkret-Forum»Die Hochmütigen, die Zweifler sind eines Besseren belehrt worden«, schrieb Günther Rohrbach (WDR) nach der Ausstrahlung von »Holocaust«; der Film habe »nicht nur unser Geschichtsbewußtsein verändert, er hat uns auch gelehrt, was Massenkommunikation sein kann«. Möglich, daß Rohrbach hiermit auch den Beitrag »Auschwitz lohnt sich noch« von Friedrich Knilli und Siegfried Zielinski im letzten KONKRET meinte, und möglich, daß er recht hat. Das Thema ist nicht »ausdiskutiert«, längst nicht. Hier die Stellungnahmen, zum Teil sehr harte, sehr persönliche, von Erich Kuby, Hans Christoph Buch und Hermann Peter Piwitt

Der Gröfaz und die Shylock-Ranch von Hermann Peter Piwitt

konkret-Forum»Die Hochmütigen, die Zweifler sind eines Besseren belehrt worden«, schrieb Günther Rohrbach (WDR) nach der Ausstrahlung von »Holocaust«; der Film habe »nicht nur unser Geschichtsbewußtsein verändert, er hat uns auch gelehrt, was Massenkommunikation sein kann«. Möglich, daß Rohrbach hiermit auch den Beitrag »Auschwitz lohnt sich noch« von Friedrich Knilli und Siegfried Zielinski im letzten KONKRET meinte, und möglich, daß er recht hat. Das Thema ist nicht »ausdiskutiert«, längst nicht. Hier die Stellungnahmen, zum Teil sehr harte, sehr persönliche, von Erich Kuby, Hans Christoph Buch und Hermann Peter PiwittDaß 33 Jahre nach der »re-education« die USA immer noch als Blindenstock gut sind, zeigt der Vergleich von »Holocaust« und Hans-Jürgen Syberbergs »Hitler - ein Film aus Deutschland«

Wirtschaftswunder Auschwitz von Michael Schneider

Offener Brief an die Teilnehmer der »Holocaust«-Fernseh-Diskussion

Das Exil fängt jetzt erst an? von Erich Fried

Verbrannte Bücher IÜber den Geist der Bücherverbrennung - heute

Linksaußen abgestellt von Fritz Sänger

Verbrannte Bücher IIFritz Sänger, Antifaschist, langjähriger dpa-Chefredakteur und SPD-Bundestagsabgeordneter, stellt Theodor Plieviers Buch »Der Kaiser ging, die Generäle blieben« vor

Deutschland. Zwei Wintermärchen ISchufterle lebt immer noch von Bernt Engelmann

Über die beiden » Wintermärchen«: Heine 1844 und Biermann 1964

Wintermärchen IIMan klatscht von Hartmut Schulze

In Hamburg hat Biermann jetzt sein »Wintermärchen« zum ersten Mal vorgetragen. Hartmut Schulze hat sich die Aufführung angesehen

Biermann & Heine von Frieder Reinighaus, Wolf Biermann

Frieder Reinighaus, Redakteur der Kulturzeitschrift »Spuren«, fragt Wolf Biermann nach »Wohlfeilen« Parallelen

Du fährst zu oft nach Heidelberg von Heinrich Böll

Für Klaus Staeck, der weiß, daß die Geschichte von Anfang bis Ende erfunden ist und doch zutrifft.

Da wird kein Ohrenschmalz ranzig von Ludwig Fels

konkret Platten-Kolumne

konkret Markt

konkret ex-press von Hermann L. Gremliza

Konkret 03/79, S. 4

Briefe

Angerotzt

In KONKRET 2/79 riefen Günter Amendt und Hermann L. Gremliza zum Protest gegen die Kandidatur des Ex-Nazis Carstens zur Bundespräsidenten-Wahl auf

Das Sich-Laben an kleinkarierten fernsehwirksamen Personen-Konfrontationen ließ schon fast in Vergessenheit geraten, daß die Bad Company dieses Herrn Carstens Werte repräsentiert, für die Deutsche im Ausland, glücklicherweise nicht nur in Israel, zu Recht angerotzt werden.

Detlef Lodenkämper

Bad Schwurtau

Das Wort des Monats: Holocarstens!

Detlef Hackethal

Kiel

Wehe**,** wenn sie zur politischen Macht gelangen! Damals, 1932/33 warnten wir (ich bin 76): »Hitler bedeutet Krieg!«. Und wer da glaubt, bei der politischen Macht, die den Herren Strauß, Carstens und Habsburg überantwortet würde, daß es anders kommen würde, verkennt, was diese Herren uns bisher in Wort und Schrift schon wissen ließen.

Otto Reimers

Lanfenburg/Baden

Inzwischen sollte auch der psychologisierende Günter Amendt begriffen haben, daß es keinen Menschen außer ihn selbst interessiert, ob er von Filbinger oder von Carstens träumt. Und wenn es denn schon sein muß: Warum träumt er eigentlich nicht auch vom Ex-Nazi Scheel? Die gleiche Frage geht sinngemäß auch an Hermann L. Gremliza: Warum ein Aufruf gegen den Ex-Nazi Carstens, wenn die Alternative der Ex-Nazi Scheel ist? Ich kann keinen Unterschied darin sehen, ob ich vor oder nach der Wahl erfahre, ob einer Nazi war.

Peter Neteler

Hamburg

Trivial, na und?

Friedrich Knilli und Siegfried Zielinksi kommentierten in KONKRET 2/79 die »Holocaust«-Serie: »Auschwitz lohnt sich noch«

Den Film als »Seifenoper« abzutun, ist Schlichtweg unverschämt; ihm zu unterstellen, er sei nur für Hausfrauen zwischen 18 und 42 Jahren, mithin für »hingebungsvolle Negermuttis oder frigide weiße Drachen« konstruiert, diskriminiert nicht nur den Film, sondern auch in übelster Weise diese Zuschauergruppen - was doch zumindest extrem menschenverachtend ist, was eine Voraussetzung des Faschismus ist.

Gerd Stichling

Bad Krozingen

Mit Ihrer Kritik an dem Hollywood-Film haben Sie in die falsche Kerbe geschlagen. Was miserabel war, war nicht der Film, sondern die Fernsehdiskussion hinterher. Anders ausgedrückt: Wenn sich die viermalige Diskussionsrunde das Ziel gesteckt hätte, eine wirksame Vergangenheitsbewältigung zu *verhindern, so* hat sie dieses Ziel erreicht.

Oswald P. Ziegler

Markgröningen

Mich stört an Eurer Sichtweise, daß eine Dimension untergeht: Die rein menschliche, emotionale. Mich hat der Film schlicht erschüttert.

Ingeborg Möller

Bonn

Unterernährt

KONKRET 2/79: Warner Poelchau zum Prozeß gegen eine KB-Veröffentlichung: »Einmal Solidarität, bitte-trotzdem«

Die Unterernährung an Solidarität ist für einen großen Teil der Linken leider immer noch hervorstechendes Merkmal ihres politischen Kräftezustands. Warner Poelchau zum Fall des wegen »Staatsbeleidigung« angeklagten » Russell-Buch 5« über die Gefahr einer neuen GeStaPo: Wegen »Eklektizismus«, »Blauäugigkeit« und »dillettantischer« Analysen in diesem Buch liege es »nicht zuletzt am KB selbst«, wenn sich die linke Öffentlichkeit in diesem Fall mit der Solidarität schwer tue. Aber erstens steht es in *diesem* Fall durchaus etwas besser mit der Solidarität, als KONKRET vermuten läßt, und zweitens kann man die wenigen Anmerkungen zum Inhalt des angeklagten Buches selbst nur als eklektizistisch und dilettantisch werten.

Jürgen Reents

Hamburg

(K) eine Demonstration

Ende Dezember wurde Rudi Dutschke in der Hamburger Innenstadt festgenommen, eine Tatsache, die KONKRET nicht gemeldet hatte. Dagegen wurde in KONKRET-express die Springer-Nachricht über diese Festnahme behandelt

Warum interessiert sich die Hamburger Redaktion von KONKRET so wenig für in Hamburg ablaufende »Zusammenstöße« zwischen Menschengruppen verschiedenster Art und Polizeieinheiten, die in *letzter* Konsequenz eigentlich unter Kontrolle des Herrn Klose stehen sollten? Wäre es nicht sinnvoll gewesen, wenigstens - witzig oder nicht witzig - darauf zu verweisen, daß *keiner* der Festgenommenen demonstrierte, - weils weder gestattet war noch irgendeine Gelegenheit dazu gab? -Die Polizeieinheiten demonstrierten. Gespräche weniger Menschen in der Mönckebergstraße als »Demonstration« auszugeben ist sicherlich eine der vielen Möglichkeiten des Betrugs.

Rudi Dutschke

Aarhus/Dänemark

Nicht mit Spinnern

In KONKRET 2/79 sah Arno Klönne»Rechtes von links« zur neuen deutschen Frage

»Nation«, sagt Seume, »nenne ich eine große Volksmasse, die durch ihre freien Abgeordneten gesetzlichen Anteil an ihren öffentlichen Verhandlungen hat.« In der BRD ist die Bevölkerung von allen »öffentlichen Verhandlungen« ausgeschlossen, die ihre wirtschaftliche Existenz betreffen: Wirtschaftsdemokratie wurde nach dem Krieg durch einen fremden Staat, die USA, verhindert. Entsprechende Ergebnisse von Volksabstimmungen ignoriert. Entsprechende Verfassungsartikel kraft Besatzungsrecht annulliert. Ich kann am nationalen Gedanken, wie Seume ihn verstand, nichts Böses finden. Mit Spinnern, wie Arno Klönne sie beschreibt, sollte es allerdings keine Gemeinsamkeit geben.

Hermann Peter Piwitt

Hamburg

Nicht kaputt

In KONKRET 1/79 beschrieb Ingrid Klein die Situation von Armen in der BRD: »Am besten Arschkriecher«

Auf Seite 23 hieß es, der 41jährige ehemalige Kohlenträger sieht wie 51 aus. Diese Behauptung muß ich zurückweisen, da das Bild, das auf der gleichen Seite abgedruckt ist, mich nicht wie einen 51-jährigen darstellt. Aufgrund dieser Aussage

muß ich hinnehmen, wie ein Opa angesprochen zu werden, davor möchte ich mich verwahren. - Auf der gleichen Seite ist ausgeführt, daß ich, kaputt vom Alkohol und Kohlenschleppen, für das Arbeitsamt nicht vermittelbar sei. Hierzu darf ich ausführen, daß ich nicht kaputt bin vom Alkohol. Außer einem gelegentlichen Glas Bier trinke ich keinen Alkohol.

Gerd Langer

Hamburg

Mors, Mors

In KONKRET 2/79 rezensierte Karin Reschke das »Ende einer Ehe« von Uve Schmidt

Karin Reschkes Artikel verleitet zu der Annahme, ich säße noch immer bei meiner Frau herum und teilte augenzwinkernd die Tantiemen. Dem ist nicht so; Karin Reschke hätte es nachlesen und mitteilen können. Ansonsten: mors, mors ...

Uve Schmidt

Frankfurt

Konkret 03/79, S. 4

intern

Widerruf

Karl Carstens ist seit 1945 weder Nazi noch in der SA. Er war ja auch vor 1945 nicht in der CDU.

In regelmäßigen Abständen finden die Abgeordneten des Deutschen Bundestages in ihren Postfächern rechtsextreme Publikationen wie die »Quick« oder »Das Dritte Reich«. Zur Aufbesserung der politischen Bildung beschlossen wir deshalb, jedem MdB ein KONKRET-Heft mit dem Carstens-Titel ins Fach zu legen. Auf Anfrage erfuhr die Assistentin des KONKRET-Autors und Bundestagsabgeordneten Karl-Heinz Hansen, daß das »selbstverständlich möglich« sei. Als die Hefte jedoch aufgeliefert wurden und der Poststellen-Leiter die Titelzeile »Ein Ex-Nazi will wieder führen« sah, war plötzlich alles anders: Nein, sagen erst der Postmensch und dann der Direktor des Bundestages, das sei nicht erlaubt, und wenn es schon einmal vorgekommen sei, dann sei das eben eine Panne gewesen. So mußten also 500 KONKRET-Hefte eingetütet, adressiert und von Karl-Heinz Hansen als Post verschickt werden. Und dann kam Post zurück:

Bitte, in Zukunft von der Übersendung solcher und ähnlicher Geschmacklosigkeiten und Verfälschungen abzusehen

Hansheinz Hauser, CDU-MdB

Was Sie mit der Übersendung der Zeitschrift gemacht haben, entspricht demselben dreckigen stil, den die Zeitschrift KONKRET auszeichnet

Ludwig Gerstein, CDU-MdB

...wohin die `Stürmer`-Methoden des Herrn Gremliza und seiner Helfershelfer unseren demokratischen Staat führen werden, wenn ihnen nicht energisch Einhalt geboten wird. Es ist gut, wenn der Bürger dieses Landes merkt, welche üblen Elemente bereitstehen, das Werk der Nazis unter linken Etiketten fortzusetzen, wenn sich die KONKRET-Freunde in der SPD weiter durchsetzen...

Clans Jäger, CDU-MdB

Diese kümmerliche Zeitung mit einem erbärmlichen Hetzartikel...

Werner Broll, CDU-MdB

Den einsamen Höhepunkt erklommt der Geschäftsführer des CDU-Wirtschaftsrats:

Sehr geehrter Herr Hansen!

(Ich benutze diese Anrede Ihnen gegen über n ur als reine Formelanrede, so daß ich mich selbst nicht mit den ersten drei Worten identifiziere; und schon gar nicht mit dem vierten Wort)... Daß ich dieses Schreiben nicht dazu benutze, mit Ihnen über Moral, Anstand und Sitte oder ähnliche Wertvorstellungen zu sprechen, liegt einfach daran, daß Sie vermutlich mit solchen Begriffen überhaupt nichts anfangen können. Anstelle eines üblichen Grußes

Haimo George, CDU-MdB

Ähnliche Wertvorstellungen? Also vielleicht Ehre, Treue? Daß sie es selbst nicht merken, wie genau sie den Jargon der Zeit treffen, in der ihr Karl Carstens in die NSDAP und in die SA »hineingeschliddert« ist: »dreckig«, »üble Elemente« - das ist tatsächlich aus dem »Stürmer«, den eine Partei herausgeben ließ, deren Mitglieder später in der CDU die schönsten Ämter bekleiden durften.

KONKRET sammelt noch Unterschriften unter den »Protest gegen die Absicht, das vormalige NSDAP-Mitglied Karl Carstens zum Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland zu wählen« (2/79). Im nächsten Heft werden wir dann den Aufruf mit allen Unterschriften veröffentlichen. Inzwischen wollen wir mit den Erstunterzeichnern (darunter Wolfgang Abendroth, Franz Josef Degenhardt, Axel Eggebrecht, Walter Boehlich, Horst Herrmann, Hellmut Gollwitzer) diskutieren, in welcher Form (z.B. Kundgebung) der Protest sich manifestieren soll.

*

Bei Durchsicht alter KONKRET-Hefte entdeckte unsere Bildredakteurin Hannelore Heinrichs im Leserbriefteil von 8/1962 dies Gedicht:

mauer mit schuß

böse und nicht von dauer
sagen die herren am rhein
zapfenstreich an der mauer
westlicher Schützenverein

vaterlande gespalten:
quer durch die christliche brust
treiben gefleckte gestalten
feindlich und klassenbewußt

heiße tränen der schande
zornesader geschwellt
presse im trauergewande
deutschland! es stand in der welt

blutige mauerschlünde
setzen die hirne matt
weiß denn keiner die gründe
für die geteilte stadt?

rechter haken und schwinger
kraftausbrüche am reck
tränen von axel springer
bringen das ding nicht weg

äußern verstockte gemüter
nämlich zweifel in bonn
kommt der verfassungshüter
grimmig und jagt sie davon.

Hans Ulrich Klose, Hamburg

Ja, es ist derselbe, und eigentlich ganz fortschrittlich für jene Zeit. Es wird vielleicht auch ihn überraschen, wie treu ihm seine Themen - Verfassungshüter und Springer - geblieben sind.

*

Zum Schluß eine Erwiderung:

Sie schreiben in KONKRET« 2/79, dass die KONKRET-Mitarbeiter Hartmut Schulze und Peggy Parnass als Diskussionsteilnehmer aus dem Frauen-Forum ausgeladen worden sind. Stimmt. Sie schreiben, die Gründe waren jeweils hochkompliziert. Stimmt. Sie unterstellen, dass die Ausladungen erfolgten, weil beide KONKRET-Mitarbeiter sind, dass »natürlich« politischer Druck von oben dahintersteckte. Stimmt nicht. Auch wenn's schmerzt. Wo blieb denn dieser politische Druck, als in der gleichen Sende-Reihe die KONKRET-Autoren Günter Amendt (25.10.77) und Lottemi Doormann (12.4.78) mitdiskutierten?

Ihre Schlussfolgerungen von politischen Druck im NDR auf unsere Sende-Reihe sind zwar sehr chic, aber nicht sehr schlüssig.

Lea Rosh/NDR

Konkret 03/79, S. 6

Peggy Parnass

Meine Tante Flora

Flo ist meine Tante. Wir haben uns hier erst näher kennengelernt. Sie ist klein, kulleräugig, hat dichtes, schwarzes Haar. Sie ist lebhaft, fröhlich, warm, spontan und sinnenfreudig. Liebt das Leben. Ihre KZ-Nummer ist 74559. Am linken Arm. Im Sommer hört sie oft: »Guck mal, wie verrückt, die hat ihre Telefon-Nummer am Arm! «

Onkel Rudi ist knorrig, einsilbig, hilfsbereit, schmunzlig, ruppig. Sagt: »Guck mal da oben!«, stupst einem die Nase und lacht sich kaputt.

Seine Nummer am Arm ist 178121. Die von Flo ist viel hübscher, leserlicher, geradezu liebevoll geschrieben. Beide nicht auszuradieren.

Onkel Rudi wäscht für die jüdische Gemeinde die jüdischen Toten und kleidet sie an. Ehrenamtlich. Und er betreut die meist völlig verwirrten, unter Schock stehenden jüdischen Zeugen aus dem Ausland, die sonst ganz allein wären mit ihrem Horror. Unentgeltlich.

Flo malt. Erst seit knapp drei Jahren. Obwohl sie sagt: »In meiner Jugend, jedesmal wenn ich die wunderschönen Hände Deiner Mutter sah, dachte ich: Malen möcht ich können.« Inzwischen gilt sie als jüdische Volkskünstlerin. Nicht als Naive. Woher auch. Erst malte sie nur Auschwitz, immer wieder. Dann jüdische Themen und Clowns. Meistens nachts. Weil die Erinnerungen sie nicht schlafen lassen, oder weil sie furchtbare Träume hat. »Es lenkt ab. Befreit. Wenn ich male, hört das ständige Surren im Kopf auf. Nur wenn ich male. Aber das kann ich ja nicht pausenlos. Das halten ja Augen und Rücken nicht aus.«

Sie möchte auch Ausstellungen machen und Werbung tut Not, wie jeder freie Künstler weiß. Desto überraschter bin ich, als Flo sagt: » Du darfst alles schreiben, aber nicht meinen Namen. Auf keinen Fall!«

»Ja, warum denn nicht? Dann werden doch die Leute auf Deine Bilder aufmerksam.«

Flo fast hysterisch: »Nein, nein! Versprich das! Alle haben mir dazu geraten.«

»Wovor hast Du denn Angst?«

»Vor den Rechten, vor den Linken, den Leuten!«

Die Angst ist größer als der Wunsch, bekannt zu werden. Ob begründet oder unbegründet - die Angst lähmt. Man kann sie ihr und ihren Freunden nicht ausreden. Mir fällt ein, daß ich schon 1965 eine große Geschichte über Juden in Deutschland schrieb. Ich dachte auch damals, ich täte anderen Juden einen Gefallen damit. Bekam aber vor Veröffentlichung beschwörende Anrufe, Karten und Briefe von Juden mit der flehentlichen Bitte: »Tu das nicht. Rühr nichts auf. Du schadest uns nur.«

Auch mein lieber Uncle in London fällt mir ein. Der mit seinem unüberhörbaren, schweren Wiener Akzent: » Noboddi nohs wie ahr juisch. Senk Godt!« Die Angst, sichtbar zu werden. Obwohl es nichts Schlechtes zu sehen gäbe.

Mit Tante Flora bin ich selten, aber sehr gerne zusammen. Sehr herzlich. Haben so viel wie möglich zusammen gelacht. Aber nie richtig gesprochen. Wenn eine von uns parterre ging, sie in den Arm genommen. Heißen Tee gekocht, die Füße gestreichelt. Nur über unser Elend sprechen konnten wir nicht. Sonst frage ich doch dauernd ne Menge, dring in Leute ein. Über meine Verwandten aber weiß ich wenig. Vor unserer Vergangenheit haben wir alle eine Sperre.

Mit Flo hab ich mal was Wichtiges erlebt. Wir suchten über den FKK-Verein Hamburg eine Mitfahrgelegenheit zur Ile de Levant in Südfrankreich. Dadurch kamen wir in eine wirklich makabre Situation. Ein dicker Mann und ein Lehrer-Ehepaar aus Plön, die Mitfahrer für ihren VW-Bus suchten, nahmen uns mit. Auf der Fahrt stellte sich heraus, daß der Fahrer ein ehemaliger Gauleiter war. Und die Lehrerin eine ehemalige Gebietsführerin, eine sehr nette, große, blonde Frau.

Plötzlich entdeckte sie die Auschwitz-Nummer, die sichtbar wurde, als Flo die Ärmel hochkrempelte. Die Frau stellte ein paar Fragen. Tante Flora erzählte, ein bißchen nur und ganz behutsam. Daraufhin brach die andere in Weinen aus, schlug die Hände vors Gesicht. War völlig verzweifelt. Beteuerte, daß sie selbstverständlich nie etwas ahnte. Sonst hätte sie selbstverständlich nie mitgemacht. Und Tante Flo rutschte rüber auf den Sitz neben die Gebietsführerin, legte ihren kleinen Arm um sie und trocknete ihre Tränen: »Nun hören Sie doch auf zu weinen! So schlimm war es nun auch wieder nicht.«

Die Szene hat sich mir eingebrannt. Das Opfer tröstet den Henker.

Dieselbe Tante Flo, die damals noch so großzügig sein konnte, nicht weinte, sondern nur tröstete, bekam später einen Weinkrampf aus viel geringerem Anlaß: Bei Karstadt am Schnellimbiß warteten vor ihr sechs andere Damen. Eine sagte zur Serviererin: » Na, sie verdienen wohl auch nicht schlecht. Ihre zwölfhundert Mark nehmen Sie wohl jeden Monat mit

nach Hause.« »Nee«, sagte die Serviererin, »das wäre schön, wenn man so viel hätte.« Daraufhin die andere: »Na hören Sie mal! Der Jude, der Ausbeuter, ist doch jetzt weg, dem gehört doch der Laden nicht mehr!« Flo: »Wie haben Sie denn das gemeint?< Junge Frau mischt sich ein: »Wenn Ihnen hier was nicht paßt, dann gehen Sie doch nach Israel!« Die Serviererin, die sicher nur nett sein will, sagt: »Sicher haben die mehr als genug Wiedergutmachung eingesteckt, aber man braucht sie deswegen nicht gleich so anzuschrein.«

Aber auch über solche Erlebnisse kamen Flo und ich nicht ins Gespräch. Erst die vier Abende Holocaust haben die Schleusen geöffnet. Mehr zufällig sah ich die erste Folge, da schon monatelang in der gesamten Presse vor dem »Hollywood-Schinken«, dem trivialen »Ami-Kitsch« gewarnt wurde. Ich bin an dem Abend alleine und an den drei anderen Abenden auch. Telefonierte nur nachts mit ein paar Juden. Alle so aufgewühlt wie ich. Ich merke, wie es sich im Mund zusammenzieht. Und daß die Lippen wie von außen zusammengequetscht sind. Krampf im Untergesicht. Ich sehe mich zufällig im Spiegel, erkenne mich kaum wieder. Verzerrt, um hundert Jahre gealtert.

Als man die Leute in der Synagoge verbrannte, überlapperten sich alte und neue Eindrücke. So wie in der Szene sehen schlagende Polizisten auch heute aus.

»Todesursache: Lungenentzündung«. So hieß es auch bei Tante Rosi und Tante Frieda, die erst Anfang zwanzig waren, als man sie umbrachte. Die Deutschen sind doch Weltmeister im Weggucken. Andererseits kommt es mir so vor, als hätten sie mit ihren Morden anderen Antisemiten, die etwas dezenter sind, nur die Arbeit abgenommen.

Während der Diskussionen versuchte ich jeden Abend durchzukommen. Wollte die Diskutanten bitten, sich weniger akademisch auszudrücken, und die Historiker und Statistiker bitten, den Leuten, die am eigenen Leib alles miterlebt haben, wie Renate Harpprecht, nicht dauernd das Wort abzuschneiden.

Anschließend lief ich nachts in meine Stammkneipe, um mich abzulenken. Unfähig, dort mit meinen deutschen Freunden das Gesehene zu diskutieren.

Auch Flo rief mich an: »Ich will da anrufen, aber komm nie durch. Die haben so vieles nicht gezeigt. Konnten die wohl auch nicht, sonst wäre die Abschalt-Quote zu groß gewesen. Die GANZE Wirklichkeit hätten die Leute nicht geglaubt.«

Sie fängt an zu erzählen. Ist nicht zu bremsen. Läuft richtig über: »Ich hab es leichter. Rudi kann auch jetzt nicht reden. Nicht mal mit mir. Die ganzen Jahre nach der Befreiung. Nicht *einmal hat er* über das gesprochen, was er erlebt hat. Anfangs hab ich ihn noch viel gefragt. Nie hat er geantwortet. Rudi wurde nach dem Krieg einstimmig von Ex-Häftlingen gewählt, als einer mit sauberer Weste für Spenden- und Kleiderverteilung gesucht wurde. Dadurch weiß ich, daß er *nie* was Unsauberes im KZ gemacht hat. Ich find das selbstverständlich, aber es macht mich trotzdem glücklich. So viele andere waren durch die Not nicht mehr sie selbst.«

Und sie sagt: »Für Euch Kinder muß es ja noch schlimmer sein als für uns. Wir kennen ja alles schon.«

Mir war auch nichts neu. So wie wir Arbeitergören eher über Sex Bescheid wußten, wußte ich schon früh, weniger geschont und Halbwahrheiten nicht hinnehmend, über Verfolgungen Bescheid. Hatte immer ein schlechtes Gewissen, weil mir so vieles erspart geblieben ist.

Am Tag nach der letzten Sendung, als ich noch immer an nichts anderes denken kann, frage ich Flo, ob ich sie interviewen dürfte. Auch weil mir klar wurde, wie wenig ich überhaupt über sie weiß. »Ich komm nach dem Gericht zu Dir« - denn am 1. Februar begann ausnahmsweise mal ein Prozeß gegen einen Neonazi, den ehemaligen Bundeswehroffizier Michael Kühnen. Intelligent, schnell, wortgewandt, wach. Steckernase - im Gegensatz zu den Krummnasen, von denen auf seinen Plakaten viel die Rede ist. Verquollen wie ich, als ich heute um 7 aufstand. Rasierter Nacken. Leider nicht blond - aber das macht die Gesinnung wieder wett. Lächelt glücklich bei den Worten: »Die gut erhaltenen KZ's kann man jederzeit wieder in Betrieb nehmen.« Reißt die Verhandlung an sich. Herrscht auch im Gerichtssaal. Über seinen Mitangeklagten, einen jugendlichen Schwärmer, und über die Leute im Publikum: Muskelprotze, Retardierte und ältere Hausfrauen. Formuliert beneidenswert gut und leicht verständlich. Wäre er dümmer, wäre er weniger gefährlich. Er sagt im richtigen Moment: »Es ist nicht meine Absicht, das Gericht mit Propagandareden zu langweilen oder gar zu provozieren.«

Die Pause nutze ich zu einem Gespräch mit den Hausfrauen. Eine ist rotzfrech, die anderen haben eine Engelsgeduld mit mir. »Gaskammern hat es nie gegeben. Das können wir bezeugen. Die haben die Amis nach dem Krieg da hingebaut. Und die Photos von Leichenbergen: Das sind alles Tote nach den Bomben auf Dresden. Da wurde niemand umgebracht. Die haben endlich gearbeitet und Essen gekriegt.<

Dreimal wende ich auf deren »Sie wissen ja nicht Bescheid« ein: »Ich weiß Bescheid, verstehen Sie doch! Allein mütterlicherseits sind 23 Verwandte umgebracht worden in KZ's! Warum begreifen Sie das nicht mal?«

»Dann waren die wohl krank.«

»Einige Täter haben doch in Prozessen zugegeben, was sie getan haben!«

»Das war nur unter Druck. Die leben doch alle, die Juden! Der Jude Kogon, der Blumenfeld, gut leben die. Die größten Verbrechen waren die Nürnberger Prozesse. Von Vietnam und der Bombe auf Japan spricht keiner!«

Zu einer deutschen Freundin, die mir beistehen will, sagen die Wohlinformierten: »Hören Sie doch auf, Sie wollen doch nur stänkern!«

Ich: »Was wurde denn da verbrannt?«

»Na die, die Typhus hatten! Die wurden verbrannt.«

Mit gesenkter Stimme, ganz intim, teilte sie mir mit: »Die sind an ihrem eigenen Dreck gestorben. Die Juden sind doch zu faul, um sich zu waschen, sogar zu faul, um aufs Klo zu gehen. Lieber machen die unter sich. Davon haben die dann Typhus gekriegt und sind gestorben.« Die anderen Frauen nicken bekräftigend.

Ich: »Ich bin sehr pingelig, sehr sauber. Meinen Sie, wenn ich im KZ gewesen wäre, hätte ich dadurch überlebt?«

»Ja, natürlich! Ich hab viele Kinder, die haben mich auch immer gefragt. Immer wußte ich mich rechtfertigen.«

Ich: »Wäre ich in Ihrem Alter, deutsch wie Sie, hätte immer hier gelebt, müßte alles meinen Kindern erklären - wäre ich auch sehr traurig.«

Die Frau, perplex: »Wieso. Ich bin gar nicht traurig! Ich weiß ja, wie es *wirklich* war.«

Eine andere: »Ich habe so viele Juden gekannt, weil wir einen Laden hatten. Da sagte ne Jüdin selbst: Die haben viel zu wenig fiese Ostjuden vergast!«

Mit diesen Damen im Ohr gehe ich zu Flo. Lasse sie erzählen:

»Ich bin 1911 geboren. Wir waren viele Kinder und wenig Geld. Mit 14 wurde ich Fabrikarbeiterin. Zusammen mit meiner Schwester Paula. 5 Jahre im Akkord in der Bahrenfelder Sternwoll-Spinnerei. Rudi lernte ich in der jüdischen Arbeiterjugend kennen. Er war Elektriker. Ich entwickelte mich durch die Fabrik. Streiks und Mitarbeiter haben mich geformt.

Die anderen sagten: Erst bin ich Deutscher, dann bin ich Jude. Die waren im jüdischen Jugendbund, gitarreklimpernd, im Wald, romantisch. Mehr wie Pfadfinder, heimat- und naturverbunden. Als ich 19 war und Rudi 23, heirateten wir 1930 richtig jüdisch in der Bornstraßer Synagoge. Der Oberrabiner traute uns. Obwohl wir beide Kommunisten waren, taten wir das meinem schwerkranken Vater zuliebe, der noch ein frommer Jude war.

1935 kam Bernie zur Welt. Als ich im 7. Monat schwanger war, wurde Rudi als Antifaschist verhaftet. Er saß hier in Fuhlsbüttel. Danach wußte er Zwangsarbeit machen, Erdarbeiten für die Stadt. Ohne Lohn. Das bißchen Geld, das wir kriegten, nannte sich Wohlfahrt.

1938 ist Rudi abgehauen. Schwarz nach Belgien. Mit seinem Fahrrad und einem Freund.

Wir konnten uns nicht schreiben. Als Beweis, daß er heil angekommen war, schickte er mir Bernies Kinderschuh. Ein halbes Jahr später sind wir ihnen nach Belgien nachgefahren. Mit nur 10 Mark in der Tasche für den Fall, daß wir geschnappt würden. Schmuggler und Zöllner machten gemeinsame Sache und teilten sich das Geld der Flüchtlinge. Ich hatte nur mein Armband. Das nahmen die. Da, wo die uns unterbrachten, hatten wir Hitler überm Bett. Kannst Du Dir das vorstellen?

Kam bis Ostende. Schreckliches Bombardement. Warf Bernie auf die Erde und mich darüber. Dachte ganze blöde, daß er dann nicht getroffen würde. Tanks kamen. Wir alle jubelnd raus. Bis wir sahen, daß die mit Hitlerbildern geschmückt waren. Wir nahmen Spanienkämpfer auf, als wir noch ne Wohnung in Belgien hatten. Dann kam die Zeit des Judensterns. Unser Junge weinte. Erst haben sie ihn in der Klosterschule »sale bocke« gerufen, dann »sale juif«. Ich versuchte dann, ihm zu beweisen, daß er doch sauber ist. Uns wurden die Lebensmittelkarten gesperrt. Nichts zum Heizen. Waren auf die Barmherzigkeit unserer Nachbarin angewiesen.

Von Rudi wußte ich gar nichts. Als die Deutschen 1940 einmarschierten, hat man schnell Juden und Politische nach Südfrankreich in ein Internierungslager verfrachtet.

Meine Freundin Pepi kriegte ne Aufforderung, zu einer Behörde zu kommen. Sie kam nie zurück.«

Flo seufzt: »Die hab ich sehr lieb gehabt. Jetzt saß ich mit ihrem und mit meinem Kind da. Beide sechs. Brachte beide ins Kloster zum Verstecken. Trotz Anschlägen: Wer das tut, wird erschossen, taten sie es. Nur taufen wußte ich ihn lassen.

Übrigens Rudi und ich, wir geben immer denen von der Heilsarmee was. Wenn man nicht wußte, unter welcher Brücke seinen Kopf hinzulegen, halfen die, ohne zu fragen.

Dann begann meine Illegalität. Schloß mich anderen Widerstandskämpfern an, der Brigade Planehe, der auch einige deutsche Soldaten angehörten, die dann mit mir verhaftet wurden. Ein Kontaktmann hat uns an die GeStaPo verraten. Der war nur eingeschleust. Das war 1942.

Ich saß ein halbes Jahr in Einzelhaft. Das war eine Erlösung. Illegal leben war noch viel schrecklicher. Die Verhöre waren natürlich nicht schön. Ich wurde viel geschlagen. Aber das ist alles so weggerutscht, weil dann Auschwitz kam. Vorher noch einen Monat ins Judenlager. Es war Winter, sehr kalt. Ich noch immer im selben Sommerkleid. Aber die Solidarität war gut.

Im Januar 1943 kamen wir mit dem 23. Transport nach Auschwitz. 1500 Leute waren wir. Mit ner großen Nummer um den Hals. Immer 50 bis 60 in einem abgeschlossenen Viehwagon ohne Fenster. Ein Eimer für alle, der sofort überlief. Alte, Kranke, Junge, Kinder. Keine Luft. Juden machten mir Vorwürfe wegen Bernie. Hielten mich für eine schlechte Mutter. Die waren eben nicht politisch, ahnten nichts. Aber daß wir *vernichtet* werden sollten, wußte ich auch nicht.

Bei der Ankunft: Raus! Raus! Peitschengeknalle. Gekläffe. Schreie durcheinander. Deshalb kann ich wohl keine Hunde ausstehen. Obwohl die ja nichts dafür können. Alle kaputt nach der Reise. Nicht zu verkraftende Eindrücke.

Mein erster Blick fiel auf eine Kolonne Frauen mit Ziegelsteinen unter den Armen: `Guck mal! Ganz tote Augen! Kein Blick!` Später hatten wir dieselben Augen, Glatzen und Steine unter den Armen. Von den 1500 kamen nur 93 ins Lager. Die anderen gleich ins Gas. Wir sahen die nur auf Wagen abfahren. Wir hatten denen, die sich um Plätze auf dem Wagen schlugen, den Vortritt gelassen. Wäre noch Platz gewesen, wären wir auch aufgesprungen. Und jetzt tot. Das heißt: Von 93 haben sowieso nur 3 überlebt. - Es roch so schrecklich. Die Öfen brannten.«

»Das konntet Ihr sehen?«

»Ja. Ja. Deshalb kann ich doch kein Kaminfeuer sehen! Kein Feuer. Früher auch keine Kerze, keine Flamme. Neben mir ging eine SS-Frau mit ihrem Hund. Ich fragte: Wird da Brot gebacken? Die sagte traurig: Nein. Da brennen Eure Väter, Mütter, Schwestern, Brüder und Männer. Ich dachte sofort: Rudi ist dabei. Dann mußten wir uns nackt ausziehen, alle Sachen in die Ecke werfen. Kriegten die Nummer mit Tinte und Feder eingestochen. Schwoll an, tat weh. Dann Haare ab, unterm Arm, unten, oben. Einer konnte den anderen nicht erkennen. Ich war noch lustig: 'Guck mal, was ich gerettet hab! Eine Haarklammer!', um die andern zum Lachen zu bringen.

Männliche Häftlinge huschten rein, suchten vielleicht ihre Frauen. Warfen uns ein paar Brote zu. Wir Politischen teilten, natürlich. Die anderen schlugen sich. Man kann Menschen nicht so schnell umerziehen. Der Hunger ist nicht so schlimm. Aber der schreckliche Durst. Ein Wasserhahn war da. Aber wir trauten uns nicht zu trinken. In allen Sprachen stand dran: Vorsicht! Nicht trinken! Typhusgefahr! Ich weiß nicht, ob die das nur aus Sadismus drangeschrieben hatten.

Die schöne, kleine Wanda stand da. Erst 14. Und auch nackt. Aber noch mit ihren blonden Haaren bis zur Hüfte. Sie konnte singen wie ne Lerche. SS-Männer sagten: Sing! Da sang sie: 'Heut ist der schönste Tag in meinem Leben' von Josef Schmidt. Das werd ich nie vergessen. Sie blieb natürlich nicht leben.

Ich bekam zwei linke Holzschuhe. Als ich das sagte, gab mir der Kapo gleich einen übern Kopf mit der Peitsche. Mein erster Schlag in Auschwitz.

Die Kapos waren meistens Zuhälter, Kriminelle. Wir hatten aber auch jüdische Kapos im Block. Meist halbe Kinder, 1314jährige Tschechinnen. Die waren die schlimmsten. Von der SS erzogen. Sehe sie nicht mehr als so schuldig an. Die waren so jung, wollten leben. Dazu gehörte Essen. Das kriegten sie nur, wenn sie mit der SS ins Bett gingen oder Glaubensgenossen drillten. Die schönsten von den Jungs und Mädchen wurden sowieso für das Lagerbordell ausgesucht.«

Also auch Jungs! Und das, während Homosexuelle aus keinem anderen Grund, als daß sie homosexuell waren, mit dem rosa Erkennungswinkel als Volksschädlinge in den KZ's zum Sterben landeten.

»Wir lagen zu zehnt in einer Koje. Mit nur einer Decke für alle. Im Arbeitskleid. In dem du anfangs noch deine Periode gehabt hast. Später hatten wir keine mehr. Keine Unterhosen. Keine Möglichkeit, die Kleider zu waschen. Immer nur drei Stunden Schlaf. Es war eiskalt. wir haben versucht, einander zu wärmen. Beim Rückenreiben hatte die letzte Pech, denn die wurde ja nicht gerieben.

Auschwitz. Die Leute stellen sich ein kleines Lager vor. Aber das ist riesengroß! Wie eine kleine Stadt. Eine Welt für sich.

Weil wir, die aus Belgien kamen, trotz Haft noch recht gut genährt waren, arbeiteten wir in der Union-Fabrik am Fließband. Daran werden sich die Nazis wohl sehr gut erinnern. Wir stellten Teile der V-1-Bombe her. 15,16 Stunden am Tag bei einer Wassersuppe. Dann Rückmarsch und ein bis zwei Stunden Appell stehen. Dann ein Brot für 10. Weil die, die das Brot holte, im Nachteil war, die kriegte ja immer neu Schlag übern Kopf von der Kapo, durfte sie zum Ausgleich das Brot verteilen.

Wir Arbeiter sahen öfter Filme, als Belohnung. Da wurden uns Wohnungen, Luxus und Essen und Parties gezeigt - alles, wonach wir uns sehnten. Das war auch eine Folter.

Wir Politischen versuchten immer, kleine Freuden zu bereiten. Ich machte ganz kleine Herzen aus Stoffetzen, wenn jemand Geburtstag hatte, zum Beispiel. Ohne Nähnadel. Dabei wurde ich von einer SS-Frau erwischt. Die schlug mir mit dem Handrücken die Vorderzähne ein. Der erste Schlag tat weh, dann sah ich nur Sterne. Die Frauen haben uns oft noch

grausamer behandelt als Männer. Ich versuchte, am Fließband mit dem Eisen, das vorbeilief, das Blut zu stillen. Zahnärzte gabs nicht im Lager. Das heißt: eigentlich gab es sie schon, viele, aber nur als Opfer. Es tat schrecklich weh. Danach wußte ich zum Oberkommandoführer. Zur Strafe. Jetzt darf ich als Wiedergutmachung zu jedem Zahnarzt. Erst - ich war ja jung - schämte ich mich schrecklich ohne Zähne. Nach dem Krieg kriegte ich Zähne wie Fernandel. Jetzt hab ich schöne.«

Na also. Was will sie mehr. Wird doch ne Menge getan für uns Juden.

»Mir ist es ja noch gut gegangen. Relativ. Wenn die Aufseher schlechte Laune hatten oder besoffen waren, sie haben ja dauernd gesoffen, spielten sie nicht nur mit ihren Revolvern. Dann griffen sie sich wahllos irgendeinen griechisch-jüdischen Häftling, der mit uns am Tisch arbeitete, und schubsten ihn in ein Riesenbassin mit Salzsäure. Vor unseren Augen. Gerade hatte er noch mit uns gearbeitet, jetzt hörten wir seine entsetzlichen Schreie, und dann blieb kaum was von ihm über. Er löste sich auf und wurde zu einem Teil der Brühe.

Kinder gabs bei uns im Lager nicht. Die kamen gleich ins Gas. Ab 14 erst. Aber wenn eins 12, 13 war, hat die Mutter gesagt: 14. Aber da war ne Sonderbaracke für Kinder. Zwillinge und Drillinge zum Experimentieren.

Wenn die Transporte kamen, konnten wir immer auf die Rampe gucken. Da drehte ich fast durch. Ist Bernie dabei? Jeder mit 'nein schwarzen Kopf war mein Sohn.

Ein' Tag hieß es, daß wir in ein Kinderlager sollten, um sie fürs Gas auszuziehen. Da nahmen wir uns vor, lieber an den elektrischen Draht zu gehen. Dann mußten andere hin, weil man uns doch als Angelernte weiter in der Fabrik brauchte.

Übrigens: Daß man die Leute nackt ins Gas schickte, war nicht aus sexueller Lust. Man wollte nur ihre Kleider. Tote sind schwer auszuziehen. Kostet auch Zeit, wenns viele sind. Die Lebenden konnten sich ja selber ausziehen.

Selektion war oft und unregelmäßig. Anfangs wußte ich nicht, ob die aufgeschriebene Nummer Tod oder Leben bedeutete. Später schon. Das haben immer die Ärzte entschieden. Da denkt man, Ärzte sind zum Helfen da! Die links von mir wurde aufgeschrieben, die rechts von mir wurde aufgeschrieben, und ich wußte nicht: Kommen die oder ich ins Gas? Wir machten uns mit Ziegelsteinen die Wangen rot, um gesund auszusehen. Aber die Ärzte ließen sich immer wieder was Neues einfallen. Zunge raus! hieß es dann. Oder, wer geschwollene Beine hatte, ging ins Gas. Trotzdem wir keine Schrecken mehr vorm Tod hatten, war doch der Drang zu leben da. Wer nicht wollte, ging sowieso an den elektrischen Draht. Viele am Tag. Das gab es auch, daß junge deutsche Soldaten sich Kugeln in den Kopf geschossen haben. Aber immer, wenn es plötzlich hieß: Antreten zur Selektion, dann war Panik. Das heißt, die Panik war drinnen, keiner schrie. Ich glaub auch, weil man nicht schreien durfte. Dann war man ja schon erledigt. Arbeitssklaven hatten die genug, die waren nicht auf uns angewiesen.

Als Politischer konnte man eher überleben. Man war nicht stärker an Kraft, aber stärker an Moral. Depressionen darf man keine haben, dann ist man gleich weg. Ich hab sogar Typhus überlebt. Durch Genossen, die mich aus dem Krankenrevier retteten. Die im Krankenrevier waren, wurden alle vergast. Die SS wollte sich schließlich nicht anstecken. Doch bei Selektion half auch die politische Gesinnung nichts mehr.

Es gibt kleine Episoden, die nie wieder aus dem Kopf rausgehen. Einmal - es war Weihnachten - schlich ich zur Baracke von den Zeugen Jehovas, weil ich Musik hörte. Sie hatten Haare, daran hatte ich gesehen, daß es keine Juden sind. Die wollten sich gradezu dritt einen Apfel teilen und haben mir den ganzen Apfel geschenkt.

In der Fabrik haben wir um Gas als Belohnung gebeten. Das heißt, nachdem wir wußten, daß die immer mehr mit Gas geizten und das Sterben dadurch immer schrecklicher wurde, sagten wir: Bitte, gebt uns genügend Gas, wir haben doch immer gut gearbeitet! «

Rudi, der die ganze Zeit stumm neben uns sitzt, murmelt: »Ich geh an die Luft. Ich kann nicht mehr.«

Flo: »Er hält das nicht aus. Dadurch, daß er alles in sich reinfrißt. Ich glaub, ich hab es da leichter.«

Sie erzählt weiter. »Auf dem Weg zur Arbeit kamen wir an einem großen Transport aus Theresienstadt vorbei. Die Kinder spielten im Freien, die Erwachsenen hatten Haare, eigene Kleider. Wir waren richtig neidisch. Als wir zurückkamen, brannten alle Öfen. Und wir dachten, die werden bevorzugt behandelt!

Wieso können die Leute hier sagen, die haben nichts gewußt? Wo sie doch ihre Seife aus Spaß Shloime und Moses nannten! In der Diskussion sagten sie, daß sie schon 93 Filme gezeigt haben. Wo sind die geblieben im Kopf der Leute? Und das Gas wurde in Hamburg hergestellt!

Als die Russen ankamen, wurden wir evakuiert. Es sollte wohl keine Beweise geben. Die Akten brannten lichterloh. Die Gefangenen haben endlich Kapos und auch SS-Leute umgebracht. Ich 'war leider zu schwach. Bedenken hatte ich keine. Hätte ich auch heute nicht. Wie durch ein Wunder haben wir drei uns wiedergefunden. Wir hatten uns 5 Jahre nicht gesehen. Wir wollten damals auseinandergehen. Es war eine andere Welt für uns geworden. Bis wir langsam ins normale Leben hineinwuchsen. Dazu verhalf uns die Arbeit im jüdischen Waisenhaus. Mit Kindern von Exodus und aus den

polnischen Wäldern. Die weder polnisch noch französisch sprachen. Völlig verwildert. Pyromanen, Kleptomanen, fast alle Bettnässer. Für Rudi und für mich die schönste Aufgabe bis heute, ihnen etwas Wärme zu geben.«

»Seid Ihr gesund?«

»Nein. Bei Rudi sind Lunge, Herz und Nase kaputt. Aber er sagt nie, was ihn quält. Bei mir wurde ne Totaloperation gemacht, weil ich in Auschwitz Spritzen in die Geschlechtsteile bekam. Eine Niere ist raus, Lunge und Herz kaputt, und das Sausen im Kopf. Eigentlich alles im Eimer.«

Sie lacht. Kaputtlachen wollte sich auch mein Freund, der jüdische Maler und Schriftsteller Heiner Richheimer, als er erzählte, wie man ihn unter einem Leichenberg hervorzog. Und wie er jahrelang nach dem Krieg nur in einer Art selbstgezimmerter Hundehütte schlafen konnte. Auch ich konnte nur vor Lachen prustend antworten, wenn jemand nach dem »Aufenthalt der Eltern« fragte: »Suchen Sie doch!«

»Als das Kinderheim aufgelöst wurde, bekamen wir keine neue Arbeitserlaubnis in Belgien. Kamen zurück nach Deutschland. Schreckliches Gefühl. Aber wir brauchten die Wiedergutmachung. Weil wir gar nichts hatten. Wir kriegten 5 Mark pro Hafttag. Bernie wurde nicht mal der Schulausfall ersetzt.«

»Wie fühlst Du Dich hier jetzt?«

»Immer, wenn man im Bus fährt oder sitzt im Café, ist man den Menschen mißtrauisch gegenüber. Denkt: Kann das nicht ne SS-Frau sein? Hab ich die nicht schon gesehen? Schäm mich dann, daß ich hier leb. Israel ist für uns Ältere zu heiß, sonst würden wir da hingehn.

Wir haben aber auch deutsche Freunde. Allerdings nur solche, die wir von früher her kennen.

Heute kriegte ich meine Fango-Packung und Massage. Unterhielt mich mit dem jungen Masseur.

»Hier kommen auch viele SS-Leute her. Das sah ich ja bei denen unterm Arm. Die haben ihre Treffen. Ja, auch aus St. Georg. Nein, das kann ich doch nicht sagen, das darf ich nicht sagen, welche das sind. Das wär doch geschäftsschädigend!«

»Bist Du so drauf angewiesen, die zu kneten?«

»Nein, das nicht. Aber *die* sind Geschäftsleute, für *die* wär das schädigend.«

Auf der Straße fragt mich ne Nachbarin, obs mir nicht gut geht.

Nein, es geht mir nicht gut.

Konkret 03/79, S. 12

Bahman Nirumand

Waffen unterm Körperschleier

Bahman Nirumand ist aus dem westberliner Exil in seine Heimat zurückgekehrt. Exklusiv für KONKRET berichtet er über seine ersten Erfahrungen

Die Sonne der Arier ist untergegangen. Die Schreckensherrschaft des bis vor kurzem übermächtigen Kaisers ist zusammengebrochen. Das Volk hat die politischen Gefangenen - bis auf 20 Häftlinge - aus den Kerkern des Schafts herausgeholt, die Freiheit der Presse, der Publikationen und der Versammlung erkämpft. Der endgültige Sturz des Pfauenthrons, die Gründung der Republik stehen kurz bevor. Im Augenblick ist das Land praktisch ohne Herrschaft. Die Armee, mit den Amerikanern im Hintergrund, der kompromißbereite Bachtiar und der kompromißlose Khomeini stehen sich gegenüber.

In diesem Vakuum der Macht stehen die Millionen. Die einzige Organisation, die halbwegs führend wirkt, ist die der Mullahs, deren Funktion sich in der politischen Agitation und Propaganda, in der Organisierung von Demonstrationen und deren Kontrolle erschöpft. Der eigentliche Prozeß der Revolution läuft aber unterhalb der tagespolitischen Ereignisse ab. Zur Zeit befinden sich nahezu sämtliche Städte des Irans politisch in der Hand der Bevölkerung.

Da die offizielle Regierung als ungesetzlich angesehen wird, weil sie vom Schaft ernannt und vom Schah-Parlament legitimiert worden ist, werden selbst Minister und Staatssekretäre von den Beamten einfach ignoriert. In den meisten Ministerien und staatlichen Ämtern wird ohnehin gestreikt. Die Minister und Staatssekretäre stehen vor verschlossenen Türen. In den wenigen Minsterien, wie im Gesundheitsministerium, in denen aus Solidarität mit der Bevölkerung gearbeitet wird, haben die Beamten eigenständig einen Rat gebildet, der praktisch die Beamten-Hierarchie aufhebt: er setzt sich aus verschiedenen Rängen bis hin zum Dienstpersonal zusammen und fällt seine Entscheidungen demokratisch. Minister und Staatssekretäre haben keinen Zugang zu diesem Rat. Dieses Modell wird in sämtlichen Zweigen der nationalen und kommunalen Verwaltung praktiziert. So sind sämtliche Provinz-Gouverneure »außer Kraft« gesetzt.

Fast in allen Städten und vielen Dörfern sind Volksräte gebildet worden, die die Aufgabe der Verwaltung und Versorgung übernommen haben. Die Beschäftigung dieser Räte beschränkt sich aber keineswegs auf Verwaltungsaufgaben. Wo die Räte tagen, gibt es gleichzeitig Vollversammlungen der Bürger, bei denen politische Diskussionen, sowohl über die Tagesereignisse als auch über die Pflichten und Aufgaben der Zukunft, geführt werden.

In allen staatlichen und vielen privaten Krankenhäusern befinden sich die Ärzte und das Krankenhauspersonal in aktivem Streik. Das bedeutet, daß diese Krankenhäuser besetzt und zu Krankenversorgungsstätten des Volkes erklärt wurden. In den Krankenhäusern werden politische Bücher verkauft, täglich finden dort politische Veranstaltungen statt. Überall an den Wänden hängen Wandzeitungen und Flugblätter. Tausende warten täglich, um für die Verletzten Blut zu spenden, Hunderte kommen, um an den Diskussionen teilzunehmen.

Basare und sämtliche Geschäfte, bis auf Lebensmittelgeschäfte, sind seit Monaten geschlossen. Da es keine Preisregelungen gibt, und einige Spekulanten Waren zu hohen Preisen anboten, haben die Bürger zur Selbsthilfe gegriffen. Seit etwa drei Wochen sind in vielen Stadtbezirken, vor allen in den Vierteln, in denen Arme wohnen, Volksversorgungszentren entstanden. Hier werden Lebensmittel zu Selbstkostenpreisen verkauft. Die Verkäufer sind zumeist Jugendliche, die freiwillig und ohne Entgelt den Verkauf übernommen haben. Käufer, die mehr zahlen können, geben zusätzliche Spenden. Dagegen bekommen Arme und Arbeitslose die Waren fast oder ganz umsonst. Da man sich in den Stadtvierteln gegenseitig gut kennt, ist die Gefahr der Täuschung sehr gering.

An wenigen Orten funktioniert dieses Modell noch phantastischer. Hier kann jeder nehmen, was er unbedingt für sich und seine Familie braucht und soviel Geld in die «Kasse werfen wie er kann. Es hat sich herausgestellt, daß bei der Abrechnung der Inhalt der Kassen die Selbstkosten bei weitem übertrifft. Dieses Mehrgeld wird zu anderen gemeinnützigen Zwecken, wie zum Beispiel zur Unterstützung der streikenden Arbeiter verwendet.

Die Ölarbeiter haben sich freiwillig bereit erklärt - trotz ihres Streiks - die für das Inland notwendige Menge Heizöl und Benzin zu produzieren, vorausgesetzt, daß die Armee dabei ausgeschlossen bleibt. Zwar besitzt die Armee immer noch gewisse Reserven. Sie muß jedoch damit äußerst sparsam umgehen. Das bedeutet, daß sie einen großen Teil ihrer Flugzeuge, Panzer, Hubschrauber und Fahrzeuge stillegen und ihre Mobilität erheblich einschränken muß. Nicht nur in der Ölindustrie, sondern in nahezu allen Fabriken des Landes sind Betriebsräte gebildet worden. Zwar stehen die meisten Fabriken still, doch die Arbeiter sind täglich vollzählig anwesend. Sie haben ein tägliches Programm. Zunächst wird über die Tagesereignisse und ihre spezifischen Probleme diskutiert, Aktionen werden geplant. Dann werden mit politisch aktiven Gruppen aus verschiedenen Volksschichten - die zuvor eingeladen wurden - politische Gespräche geführt. Mal sind es Händler, mal Studenten, mal Journalisten oder Verwaltungsbeamte. Mindestens einmal in der Woche findet in verschiedenen Städten und Stadtbezirken ein Treffen mit Kollegen aus anderen Fabriken statt. Hier wird hauptsächlich über

die Bildung von Arbeiterräten, Gewerkschaften und Volksfabriken diskutiert. An diesen Versammlungen nehmen auch Ingenieure und andere Fabrikangestellte teil. In einigen Fabriken sind die Fabrikbesitzer zur Rechenschaft gezogen worden. Natürlich waren diese zu Konzessionen bereit. Aber was im Bewußtsein der Arbeiter langsam entsteht, liegt außerhalb jeder Konzession.

Die Arbeiter der Ölindustrie haben in ihrer jüngsten Erklärung vorgeschlagen, die bereits entstandenen Arbeiterräte zu vereinheitlichen. Ferner haben sie die Forderung gestellt, daß die Vertreter der regionalen und, wenn möglich, der nationalen Arbeiterräte nach der Auflösung der Monarchie bei der verfassungsgebenden Versammlung zur Gründung der Republik unbedingt vertreten sein müßten. Das ist eine außerordentlich bedeutende Forderung, die sich direkt gegen die bisherigen Formen der bürgerlichen Demokratie richtet. Würde diese Forderung, die erst vor drei Tagen erhoben wurde, genügend Anhänger finden, so daß nicht nur die Arbeiter, sondern auch andere Bevölkerungsschichten, wie Händler, Verwaltungsbeamte, Lehrer und Studenten, die bereits ihre Streik- und Betriebsräte gebildet haben, dieselben Forderungen erheben, dann müßte sich die verfassungsgebende Versammlung nicht nur aus Berufspolitikern, sondern auch aus politisch aktiven Vertretern der Bevölkerung zusammensetzen. Das ist unvorstellbar und die jeweils Herrschenden - wie sie auch heißen mögen - werden dieses Modell der direkten Demokratie mit allen in ihrer Macht stehenden Mitteln zu verhindern suchen. Würde aber dieser augenblickliche Zustand, das heißt, das Fehlen einer staatlichen Autorität, noch länger andauern, dann hätte diese utopische Vorstellung gute Chancen der Realisierung.

Der Sprung von der totalen Bevormundung der Massen durch die faschistische Schah-Diktatur zu der Autonomie der Volksschichten und -Gruppen ist der eigentliche Inhalt der sozialen Revolution im Iran. In seiner Bedeutung übertrifft dieser Schritt alle politischen Erfolge, die die Bewegung bisher erzielt hat. Diese Autonomie äußert sich auch in dem Versuch, endlich ohne die Herren Berater aus dem Ausland die Produktion und Versorgung selbst in die Hand zu nehmen. Gleichzeitig kommt es zu einer Art Kulturrevolution, die sich zunächst gegen den Abschaum imperialistischer Kultur und Zivilisation richtet, sich auf die eigene Geschichte und Tradition besinnt und Ansätze einer neuen Kultur bietet. Daß dieser Versuch zum Teil noch stark religiöse Züge trägt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier um die Umwälzung eines Bewußtseins handelt, das nach eigener Identität sucht und diese Schritt für Schritt in der Zerstörung der seit Jahrhunderten bestehenden gesellschaftlichen Hierarchie findet.

Zum Beispiel der im Westen so sehr beklagte Rückgriff der Frauen auf die traditionelle Kleidung, die in Europa als Zeichen des Konservatismus der iranischen Bewegung angesehen wird. Der Vater des geflüchteten Kaisers, Pahlewi, hatte den Frauen den Schleier mit Gewalt vom Kopf reißen lassen. Mit ihrer tradititionellen Kleidung wurden sie ihrer Identität beraubt: Vorbilder wurden nun die Gesichter hinter bläulichen Scheiben auf den Rücksitzen amerikanischer Straßenkreuzer, die Sheriffs und Mannequins auf Leinwand und Mattscheibe oder die Stripstars in den dämmerig feudalen Enklaven der Geld-Aristokratie. Die importierte euroamerikanische »Kultur« lag wie eine giftige Dunstglocke über dem ganzen Land. Und zog als tödlicher Tumor in das Bewußtsein der Massen ein. Es entstand allmählich ein heterogenes Bewußtsein, das, außerstande, sich selbst zu erkennen, zu den angebotenen Waren griff und in der von der Reklame in Kinos und Massenmedien propagierten Scheinwelt Zuflucht suchte.

In dieser Scheinwelt wurde den Frauen ihre Rolle zugewiesen. Hübsch herausgeputzt sollten sie als tüchtige Hausfrauen, Lustobjekte und Konsumenten der Kosmetik- und Textilindustrie fungieren. Die Reise in diese Scheinwelt war der direkte Weg ins falsche Bewußtsein, ein Bewußtsein, das den Willen zum Kampf lähmte. Das ist die Droge, die in den unterentwickelt gehaltenen Ländern den Massen verabreicht wird, damit sie für die neuen und intensiveren Formen der imperialistischen Ausbeutung gefügig werden.

Gewiß deutet der Schleier auf eine Tradition, die sich mit der industrialisierten Welt nicht vereinbaren läßt. Irgendwann werden die Frauen - nicht durch Gewalt der Herrschenden, sondern aufgrund ihres veränderten Bewußtseins, ihn ablegen. Wenn der Schleier aber die Absage an die importierte Scheinwelt und die Besinnung auf die eigene Geschichte symbolisiert, aus deren Kontinuität ja eine wirkliche Emanzipation nur hervorgehen kann, und wenn der Inhalt dieser Kontinuität aus dem Kampf gegen jene Mächte besteht, die sich dieser Emanzipation entgegenstemmen, dann können nicht wir` sondern nur die Imperialisten und andere Feinde unseres Volkes darüber Zeter und Mordio schreien.

Die Abertausenden von Frauen, die dem Regime den Kampf angesagt haben, sind zum größten Teil Lohnabhängige und Frauen, die aus den armen Schichten der Bevölkerung stammen. Ob mit oder ohne Schleier, sie sind eine entscheidende Kraft der iranischen Revolution.

Abgesehen von alledem hat der Schleier auch für diejenigen, die ihn sonst nicht tragen, handfeste Vorzüge: Unter dem Schleier lassen sich nicht nur Menschen, sondern auch Flugblätter, Bücher, Fotoapparate, Filmkameras und nicht zuletzt Waffen vor den Augen des Geheimdienstes verbergen. Es waren zumeist Frauen, die die Kampfdemonstrationen des Volkes und die Brutalitäten der Schah-Armee auf Filmen und Fotos dokumentiert haben. Im ganzen Land verteilen Frauen täglich zigtausende von Flugblättern. Viele bewaffnete Aktionen wären ohne Frauen undenkbar. Ich meine, daß dieser Kampf den eigentlichen Prozeß der Emanzipation bildet und nicht die Nachahmung der importierten imperialistischen Zivilisation.

Diese Eroberung eines neuen Selbstbewußtseins kommt auch in der nach einem zweimonatigen Streik nun freigewordenen Presse zum Ausdruck. Die Ideen, die hier präsentiert werden, Essays, Gedichte und die literarischen Formen der Darstellung politischer Ereignisse und Ideen waren bisher völlig unbekannt. Sie sind ein Beweis dafür, daß man ein Volk für lange Zeit knechten, sein Selbstverständnis und Selbstbewußtsein aber nicht ausrotten kann. Übrigens befinden sich die Mitarbeiter des Fernsehens und der Rundfunkanstalten noch immer im Streik. Viele Kinos sind verbrannt, andere geschlossen. Es gibt zur Zeit kein Theater, keine Konzerte und keine sonstigen Angebote der staatlichen und privaten Unterhaltungsindustrie.

Aber, Genossen, nirgends verspürt man Langeweile, alle fühlen sich als gesellschaftliche Individuen, die durch ihre Aktivitäten etwas verändern und den Kampf vorantreiben können. Das Privatleben ist im Augenblick fast aufgehoben.

Konkret 03/79, S. 14

Hermann L. Gremliza

Wer fängt den 3. Weltkrieg an?

Hermann L. Gremliza über die Mär von der »russischen Bedrohung« und die Kriegs(vorbereitungs)schuldfrage

Wir machen Politik,
da geht dir der Hut hoch,
wir machen Politik,
da geht dir der Bart ab...
Internationale (Ausgabe BRD, neue Fassung)

Van Well? MBFR? Salt I und II? ICBM? SLBM? MIRV? MRB? Cruise missile? Backfire? ABM? MARV? K gleich n mal y 2/3 durch (CEP)2? Nix verstehn? Dann sind Sie ein richtig guter westdeutscher Linker, Landtagsabgeordneter der SPD vielleicht, oder Vertrauensmann der IG Chemie, Russen-Gutachter, Initiativausschuß-Gründer, Hochschulreformer, Antirevisionist, Stamokap-Theoretiker, Friedmensch. Prima.

Andererseits: Der Staatssekretär im Außenministerium van Well ist der Bonner Unterhändler bei MBFR, und MBFR (Mutual Balanced Force Reduction) ist das Kürzel für die Verhandlungen über Abrüstung in Mitteleuropa. Bei SALT (Strategic Arms Limitation Talks) verhandeln USA und UdSSR über die Begrenzung interkontinentaler Atomwaffen, sogenannter ICBM und SLBM (U-Boot-Atomraketen), ausgespart bleiben vorerst die MRB, die »Medium Range Bombers«, zum Beispiel die sowjetische »Backfire« oder die amerikanischen Marschflugkörper (Cruise Missile). MIRV sind Raketen mit mehrfachen, einzeln lenkbaren Sprengköpfen, MARV sind Raketen mit mehrfachen, nach Abschuß noch einzeln lenkbaren Sprengköpfen. Und nach der Formel K gleich n mal y 2/3 durch (CEP)2, die ein Team um den US-Kongreßabgeordneten Robert L. Legett entwickelt hat, läßt sich errechnen, wann die Atomwaffen-Überlegenheit der USA über die Sowjetunion am größten sein wird:

»Die Korrektheit der Berechnungen des Abgeordneten Legett vorausgesetzt, nimmt ...die Erstschlagsfähigkeit der USA in den Jahren nach 1979/80 in extremer Weise zu und wird um 1985 einen Höhepunkt erreicht haben. Zum Kern des Prinzips der Abschreckung gehört es aber, den potentiellen Feind nicht nur zu identifizieren und seine dauerhafte Aggressionsbereitschaft zu vermuten, sondern vor allem, sich selbst in ständiger Abwehrbereitschaft auf den schlimmsten Fall (worst case) vorzubereiten. In der Logik der skizzierten Überlegungen ist es deshalb, wenn wir schlußfolgern, daß der Gewinner im Wettrüsten um Erstschlagskapazitäten, also die USA, spätestens im Jahre 1985 seine Fähigkeiten auch nutzen muß. Noch wahrscheinlicher ist, daß der prognostizierbare Verlierer des nuklearen Wettrüstens, die Sowjetunion, schon vorher, nämlich in den Jahren zwischen 1980 und 1985, glauben wird, rechtzeitig zu einem Präventivkrieg schreiten zu müssen Ist also der nächste Weltkrieg mit hoher Wahrscheinlichkeit für die Mitte des genannten Zeitraums, etwa für Juli 1983, voraussagbar?«

Der das fragt, heißt Dieter S. Lutz und ist stellvertretender wissenschaftlicher Direktor des Hamburger Instituts für Friedensforschung und Sicherheitspolitik. Direktor des Instituts ist der ehemalige Bundeswehr-General Wolf Graf Baudissin. Das spricht nicht für einen pazifistischen Amoklauf. Aber es bleiben einige Fragen.

Zunächst: Warum lesen wir in den letzten Wochen überall Nachrichten und Kommentare über die »wachsende sowjetische Bedrohung«? Der US-Verteidigungsminister Brown »sorgt sich sehr um die (nuklear-)strategischen Fähigkeiten, die sich Moskau zweieinhalb mal soviel kosten läßt wie wir«. Die CIA läßt eine Studie publizieren, über die in der »Welt« getitelt wird: »Rußland gibt für Rüstung fast 50 Prozent mehr aus als Amerika«. Chinas Deng Xiaoping sagt: »Die Russen bereiten den Dritten Weltkrieg vor«. Bundeskanzler Helmut Schmidt neigt, wie man bei einem seiner journalistischen Verehrer liest, angesichts der neuen sowjetischen Bedrohung zu »dosierter Aufrüstung«. Der »Spiegel« meldet für dieses Jahr »das größte Beschaffungsprogramm in der Geschichte der Bundeswehr«: neue Waffen für 8,2 Milliarden Mark.

Dabei wissen alle, die es wissen wollen, daß es nicht wahr ist: Natürlich sind die »Berechnungen« der CIA und der ihr nahestehenden Institute politische Propaganda. Da »berechnet« die »Arms Control and Disarmament Agency«, Washington, die Militärausgaben 1976 für die USA mit 91, für die UdSSR mit 127 Milliarden Dollar. Das Londoner »International Institute for Strategie Studies« kommt für die USA im selben Jahr auf 103 Milliarden. Das Jahrbuch des Stockholmer »SIPRI«-Instituts errechnet für die USA 71 Milliarden, für die UdSSR 61 Milliarden. Der Vergleich zwischen

NATO und Warschauer Pakt fällt bei SIPRI für 1977 sogar mit 123,5 zu 71,7 Milliarden zugunsten des Westens aus.

Weltbevölkerung 12 mal auslöschen

Wie leicht manipulierbar all diese Zahlen sind, zeigt dieses Beispiel: Legt man bei der Berechnung des offiziellen Verteidigungshaushalts der Sowjetunion die sowjetische Währung zugrunde, sanken die Moskauer Rüstungsausgaben zwischen 1969 und 1977 von 17,7 auf 17,2 Milliarden Rubel. Rechnet man jedoch die Beträge zum jeweils offiziellen Wechselkurs in US-Dollar um, stieg der sowjetische Verteidigungshaushalt im selben Zeitraum von 19,7 auf 23,2 Milliarden Dollar.

Ob im US-Kongreß, im Nato-Ministerrat, im Bundestag, in dessen Verteidigungsausschuß, bei den Militär-Journalisten - überall wird mit Rüstungszahlen hantiert, deren Verläßlichkeit unter fünfzig Prozent liegt. Um die Überlegenheit der Warschauer-Pakt-Staaten zu demonstrieren, werden bei deren Kampfpanzern alle eingemotteten Modelle aus dem Zweiten Weltkrieg mitgezählt, während die haushohe Überlegenheit der NATO bei den panzersprengenden Waffen leichthin übergangen wird. In den Aufstellungen über die 169 sowjetischen Divisionen, die Westeuropa bedrohen, sind natürlich die 84 enthalten, die am Ural, im Kaukasus, in Turkestan und an der sowjetisch-chinesischen Grenze stationiert sind. Dafür bleiben aus dem NATO-Potential für Westeuropa die US-Truppen, die per Big Lift in kürzester Zeit aus den USA einfliegen können, meist ausgeklammert.

Ähnliches gilt für die Atomwaffen. Auch hier werden die zwei Drittel leicht verwundbaren, weil stationären Langstreckenraketen der Sowjetunion dem weit moderneren, weil zu zwei Dritteln beweglichen und damit kaum ausschaltbaren Nuklearsenal der USA gleichgesetzt. Ja es wird sogar mit der größeren Sprengkraft der sowjetischen Atomwaffen (8,4 Megatonnen zu 5,4 Megatonnen der USA) argumentiert, obwohl die USA über fast drei mal soviele Nuklearsprengköpfe verfügen wie die UdSSR (11.894 zu 4.398) und jeder Militärexperte weiß, daß es *darauf allein* ankommt. Denn mehr als einmal kann man die Welt nicht in die Luft jagen und bereits 1974 besaßen die USA Atomwaffen mit einer Sprengkraft von 615 358 Hiroshima-Bomben - genügend, um die Weltbevölkerung zwölfmal auszulöschen.

Wer die Ohren aufmacht, kann das auch hören. In der »Zeit« etwa berichtet der Atlantiker und einstige Planungschef des Verteidigungsministers Helmut Schmidt, Theo Sommer, über Gespräche, die er in Moskau führte:

Endlich die strategischen Waffen interkontinentaler Reichweite. In dieser Hinsicht werfen die Sowjets den amerikanischen Kassandren schlicht Unaufrichtigkeit vor. Die Sowjets könnten Mitte der achtziger Jahre die auf dem Festland postierten Interkontinentalraketen in einem ersten Schlag außer Gefecht setzen? Unsinn, sagt der Wehrexperte, umgekehrt wird ein Schuh draus: »Allein die amerikanischen Minuteman III können achtzig Prozent unserer Interkontinentalraketen vernichten ...u Mit ihren MIR Vs verfügten die Vereinigten Staaten über doppelt so viele Atomsprengkörper wie die Sowjetunion; nun wollen sie auch noch Cruise Missiles, mobile Landraketen und neue U-Boot-Flugkörper anschaffen ...Nicht .jedes dieser Argumente ist stichhaltig«, sagt Sommer, der schließlich auch Mitglied des Londoner Institute for Strategic Studies ist, »alles in allem war jedoch der Eindruck nach fünf Tagen in Moskau unabweisbar: Es sind die Sowjets, die sich in die Ecke gedrängt fühlen.«

Kein Wunder. Militärisch, sowohl konventionell als nuklear, kann die Sowjetunion die Nato nicht bedrohen. Und sie wird es immer weniger können, weil der technologische Vorsprung der Nato, also der bestimmende Faktor auf einem allein denkbaren elektronischen Gefechtsfeld, in den nächsten Jahren sprunghaft größer wird. Wie weit er die düsteren Prognosen der Rüstungspropagandisten schon lange übertrifft, machte der Fall des sowjetischen Düsenjägers MIG 25 deutlich. Jahrelang diente diese Maschine, der die tollsten Fähigkeiten angedichtet wurden, der US-Flugzeugwirtschaft als Beweis für die Notwendigkeit immer neuer Rüstungsprojekte. Bis ein Sowjet-Pilot mit einer MIG 25 nach Japan floh und eine Untersuchungskommission des US-Kongresses feststellte, daß die Ausrüstung der MIG um zehn bis fünfzehn Jahre hinter der US-Technologie zurück war.

»Wer Waffen macht, muß auch verkaufen«

Und doch gibt es eine sowjetische Bedrohung - durch Abrüstung. Jeder zweite Wissenschaftler und Ingenieur auf der Welt - rund eine halbe Million - ist für die militärische Rüstung tätig. Millionen Arbeitsplätze in Westeuropa und den USA können nur durch verschärfte Rüstung erhalten werden. Totale Abrüstung würde die US-Gesellschaft ins Chaos stürzen. Für die Sowjetunion mit ihrem unstillbaren Bedarf an Arbeitskräften aller Art bedeutete Abrüstung die Chance zum großen ökonomischen Sprung nach vorn. In der Bundesrepublik wiederum wird seit Jahren kein Rüstungsprojekt mehr ohne Hinweis auf Arbeitsplätze diskutiert. Zitat aus der Zeitschrift »Wehrtechnik«:

Die Lage hat sich nicht nur entspannt, sie hat sich normalisiert. Alles, was in den großen Topf »Sicherheits- und Verteidigungspolitik fällt, kann ohne Schande überall serviert werden. Es ist schon fast wieder schick, im Waffengeschäft

tätig zu sein. Und die Systemkritiker schweigen. Die Befreiung von den ideologischen Fesseln im Rüstungsgeschäft tut gut, denn der Blick für die Realitäten wird klarer dadurch. Da gelangen selbst linke Betriebsräte plötzlich zu der Erkenntnis, daß die Produktion von Rüstungsgütern Arbeitsplätze sichern helfen kann.

Auch eine Art von Entspannung. Dazu noch einen ganz unverdächtigen Zeugen für die Abhängigkeit von Rüstung und kapitalistischer Produktionsweise, den parteilosen Bonner Staatssekretär Dr. Paul Frank:

Um den Eigenbedarf an Rüstungsgütern einigermaßen »rentabel« zu gestalten, gehen die Industrieländer immer mehr dazu über, den Vorteil der großen Serie zu nutzen und für diejenigen Rüstungsgüter, die sie selbst nicht benötigen oder selbst nicht finanzieren können, Märkte zu schaffen. So ist teilweise zu erklären, daß der Anteil der Entwicklungsländer an den Rüstungsausgaben der Welt von 6 Prozent im Jahre 1965 auf 17 Prozent im Jahre 1974 gestiegen ist. Wer Waffen produziert, will sie auch verkaufen. In den vergangenen vier Jahren hat beispielsweise die französische Luftwaffe 41 Mirage-Flugzeuge bestellt gegen 297 Flugzeuge, die an andere Länder gingen... Eine Studie von hohen französischen Beamten begründet diesen Sachverhalt lapidar mit folgenden Worten: »Ohne Export keine lebensfähige Rüstungsindustrie - denn unsere Produktionskosten würden sehr schnell prohibitiv werden.«

Die Dinge sind komplex - und pervers

Auf deutsch: Sie wären so hoch, daß die Produktion nicht mehr finanziert werden könnte. Man habe, sagte Frank weiter, diese Zusammenhänge gelegentlich als »militärisch-industriellen Komplex« bezeichnet und damit den Eindruck erwecken wollen, »als ob obskure kapitalistische Kräfte am Werk seien, um des Profits willen die Welt ins Unglück zu stürzen. Ganz so einfach liegen die Dinge jedoch nicht. Sie sind komplexer. Wenn man bedenkt, daß allein in der Bundesrepublik Deutschland etwa 200 000 Beschäftigte direkt oder indirekt für die Rüstung tätig sind, obwohl der Rüstungsexport der Bundesrepublik äußerst gering ist, sieht man sofort den Zusammenhang dieses Problems mit den Strukturproblemen einer jeden entwickelten Wirtschaft.«

Nicht obskur - pervers: Wenn etwa ein linker SPD-Abgeordneter, von Beruf Pazifist zu Fuß, beim Verteidigungsminister antichambriert, um einen Rüstungsauftrag des Schafts von Persien (damals) an eine Firma in seinem Wahlkreis zu vermitteln, wo sonst Arbeitslosigkeit droht. Pervers und Komplex - aber tatsächlich ein Problem, das sehr viel mit einer entwickelten (kapitalistischen) Wirtschaft zu tun hat.

Das USA-System braucht Aufrüstung

Rüstungsindustrie und -export der BRD sind - im Vergleich zu den USA - wirklich »äußerst gering«, aber immerhin: Siemens ist dabei (Tieffliegerelektronik), Messerschmitt-Bölkow-Blohm (Werbetext: »Drei Generationen Flugzeugbau verpflichtet«), Daimler-Benz, »Weser«-Werft, Zeiss, Blohm + Voss (Zerstörer, Fregatten), Dornier (»Zuverlässig - damals wie heute«), Deutz, Krupp, Rheinmetall, Bremer Vulkan, Dynamit Nobel, Howaldtswerke, Philips, Rheinstahl, Sperry Univac, Heckler und Koch, VFW-Fokker, Krauss-Maffei, Röchling, Mauser, Diehl,... und das sind nur die Großen, die in den Fachblättern ganzseitig werben. Und alles zusammen, im Vergleich zu den USA, »äußerst gering«.

Dort haben jetzt 171 Generale und Admirale a.D., die größtenteils als Lobbyisten in der Rüstungsindustrie ihre Pension aufbessern, den Präsidenten Carter vor einer Fortführung der Entspannungspolitik und vor Abrüstungsgesprächen gewarnt. Gleichzeitig hat der Vorsitzende der vereinigten Stabschefs der US-Streitkräfte, General David Jones, der politischen Führung gedroht: »Wir werden das SALT II-Abkommen nur gutheißen, wenn wir zusammen mit unseren Alliierten an der Modernisierung der Langstrecken-Atomwaffen der NATO arbeiten dürfen.« Schließlich hat General Haig, der ranghöchste Dauerwarner vor der »sowjetischen Bedrohung«, seinen Job als NATO-Oberbefehlshaber aufgekündigt, um in der US-Politik - möglichst als Präsidentschaftskandidat - unbeschwerter für Aufrüstung agitieren zu können.

Tatsächlich brauchen die USA Aufrüstung nach innen und außen: Im Innern ist schon jetzt, bei großer Rüstungstätigkeit, jeder zweite farbige Jugendliche arbeitslos. Rüstungsexporte sind unverzichtbar, um die Zahlungsbilanz einigermaßen auszugleichen - etwa dadurch, daß man den bundesdeutschen Verbündeten das Milliardenprojekt AWACS aufzwingt, das die »Frühwarnung« vor feindlichen Angriffen um zehn Minuten verkürzt.

Schließlich aber ist Rüstung eines der profitträchtigsten und krisensichersten Geschäfte in einer kapitalistischen Wirtschaft. Nirgends sonst kann Nachfrage so billig erzeugt werden: Man braucht nur den Generälen die Chance einer hockdotierten Zweitkarriere nach ihrer Pensionierung zu signalisieren (auch die meisten Bundeswehr-Generäle heuern nach ihrem Abschied bei Rüstungsfirmen an), die einschlägigen Meinungsmacher zu hofieren oder auch ein bißchen zu korrumpieren, den lauernden Antikommunismus wachzukitzeln und Russenfurcht zu schüren - schon gibt's wieder Nachfrage, gleich wie »gesättigt« der Markt schon ist.

Sympathisanten in der Grauzone

Zum Beispiel jetzt: Die Sowjetunion hinkt hinter der amerikanischen Waffentechnik her, beschränkt sich in Europa seit 30 Jahren auf ihr damals erworbenes Einflußgebiet, nimmt Hilferufe sozialistischer Befreiungsorganisationen in der Dritten Welt nur sehr zögerlich wahr, hält sich - gerade jetzt -aus dem Chaos an ihrer Südgrenze heraus, bloß um die USA nicht zu reizen, obwohl die dort eigentlich nie was verloren hatten. (Man stelle sich einmal vor, die Sowjetunion würde an der Südgrenze dar USA, in Mexico, so tätig wie die USA an der sowjetischen Südgrenze, im Iran.) Kurzum, die Sowjetunion ist zu Entspannung und Abrüstung bereit -und sei es nur, weil die Moskauer Führer ihrer Bevölkerung den Konsumverzicht zugunsten neuer Waffen nicht länger zumuten wollen oder können - , da entdecken die westlichen Rüstungskonzerne und ihre politisierenden Bauchredner eine neue »sowjetische Bedrohung«.

Es war unser Helmut Schmidt, der dem Faktum einen schön unheilschwangeren Namen gab: Die »graue Zone«. Auch wenn die NATO konventionell mindestens gleich stark und im strategischen (nuklearen) Bereich weit überlegen sei - dazwischen, im Bereich der sogenannten »taktischen Atomwaffen« mit einer Reichweite unter 5 000 Kilometern seien die Sowjets mit ihrer SS-20 Rakete in Europa dominierend. Dagegen müsse sich die NATO nun dringend rüsten - mit der Stationierung amerikanischer »Pershing Il«-Raketen und Cruise Missiles, mit Atomsprengköpfen.

Die Kampagne lief vorzüglich, alle spielten mit: Die »Rüstungsexperten« Pawelczyk (SPD, Major), Möllemann (FDP) und Mertes (CDU), der Verteidigungsminister Apel (SPD), der Wehrexperte Wörner (CDU,CSU), die Bauchredner von Raven (»Welt«) und Weinstein (»FAZ«).

Pawelczyk: »Im taktisch-nuklearen Bereich gibt es eine sehr große Überlegenheit der Sowjetunion.«

Möllemann: »Die zunehmende Lücke im Bereich der Grauzone, im Bereich also der Mittelstreckenwaffen atomarer Art macht uns zunehmend besorgt.«

Mertes: »Starkes, ja wachsendes Übergewicht der Sowjetunion an Mittelstreckenraketen.«

Apel: »Ein sowjetisches Potential in diesem Bereich...das beträchtlich ist und dis zu Sorgen Anlaß gibt.«

Weinstein: »Die SS-20 und der sowjetische Bomber Backfire bedrohen Mitteleuropa.«

Das Rezept gab NATO-Chef Haig aus:»Dies heißt eindeutig, daß diesen Waffen entsprechende Waffen gegenübergestellt werden müssen, und zwar in sehr naher Zukunft, zur Stärkung unserer Abschreckung, unserer Kampffähigkeit.«

Wehrexperte Wörner, der Starfighter vom Deutschen Wollsiegel-Institut, warnte (ausgerechnet) die USA gar davor, »zu früh mit der Sowjetunion über die sogenannten Grauzonen-Waffen zu verhandeln«. Erst müsse die NATO »genügend Mittelstrecken-Raketen zur Verfügung haben, was noch nicht der Fall ist«. Und dann folgte ein Argument zum Abschmecken: »Die Armeen des Ostens« seien »Instrumente der Politik, gerichtet auch auf die politische Handlungsfreiheit der Staaten des Westens, auf ihre Finnlandisierung. Äußere Sicherheit für den Westen bedeutet damit nicht länger nur die Verhinderung der Okkupation, sondern bereits schon die Abwehr äußeren Drucks auf die eigene Innen- und *Gesellschaftspolitik.«*

Lieber tot statt als rot oder Sozialismus

Zur Gesellschaftspolitik zählt natürlich auch die Rüstung, die immerhin ein Viertel des Bundeshaushalts ausmacht. Und was »äußerer Druck« ist, bestimmt zum Beispiel Wörners Gesinnungsgenosse Friedrich Zimmermann (CSU), der sagt, Helmut Schmidt betätige sich zum Ärger Herbert Wehners »eben nur fast und nicht vollständig als Sprachrohr sowjetischer Wünsche in der Abrüstungspolitik.« Alle Wege des Sozialismus führen nach Moskau. Freiheit statt Sozialismus. Lieber tot als rot.

Dennoch, Herbert Wehner und Egon Bahr haben in der SPD den Kampf gegen die »Grauzonen« Kampagne aufgenommen. Wehner: »In wessen Interesse kann das liegen, daß hier im Herzen Europas auch noch ein ganz akuter Krisenherd entsteht? Es gibt zwar eine Philosophie zum Beispiel im Zusammenhang mit dieser Wintex-Übung 1979, als ob von der Sowjetunion her etwas drohe, und ich bestreite das. Das, was sie hat, über das muß man sehr streiten, muß man mit ihr rechten und rechnen, aber das ist defensiv und nicht Aggression.«

Soviel Widerstand aus der längst gleichgeschaltet geglaubten SPD brachte die Rüstungslobby auf: »Als Rückfall in das negative, der militärpolitischen Wirklichkeit widersprechende Verhalten der fünfziger Jahre deuten amerikanische Beobachter die derzeitige Strategiedebatte innerhalb der SPD«, meldete »FAZ«-Weinstein aus Washington. Sein Mitkämpfer von Raven tobte in der »Welt«, Wehner wolle »die alte Anti-Atomtod-Bewegung remobilisieren.«

Die Jungs von der Pro-Atomtod-Bewegung, von Raven über Haig bis zu Deng Xiaoping, brauchen sich vorläufig keine Sorgen zu machen. Nichts ist unwahrscheinlicher, als daß sich in der Bundesrepublik die Linke, wenn wir von der DKP

und ihrem Umfeld absehen, heute noch einmal ernsthaft und massenhaft mit Kriegsgefahr und Friedenspolitik beschäftigen sollte. (Was hülfe es, wenn die Welt vorm Atomkrieg bewahrt bliebe, aber Nico Hübner nicht aus dem Knast käme?)

Bleibt also nichts anderes, als auf Wehner, Bahr und noch ein paar Sozialdemokraten zu setzen. Denn die lieben Linken *wollen* nichts wissen von strategischen und taktischen Atomwaffen und *können* darum nicht wissen, daß schon diese Klassifizierung Wahnwitz ist: Als könnten taktische Atomwaffen, die kleinen, mit den kurzen Reichweiten, im Kriegsfall ein- und wieder abgesetzt werden, ohne daß die jeweils getroffene Seite zum Atomschlag ausholen müßte.

Setzt sich aber das Konzept Haigs (also des militärisch-industriellen Komplexes der USA) durch, tritt ein, was Friedensforscher Lutz formulierte: »Ist also der nächste Weltkrieg mit hoher Wahrscheinlichkeit etwa für Juli 1983 voraussagbar? Die Gespräche zur 'Kooperativen Rüstungssteuerung', die von beiden Seiten kooperativ und konfrontativ, nicht aber kooperativ geführt werden, tragen jedenfalls bisher nicht dazu bei, eine solche Vermutung zu widerlegen.«

Ein Sprachrohr sowjetischer Wünsche?

Lutz sagt »beide Seiten«, er ist schließlich im öffentlichen Dienst. In der »Stellungnahme zur Sicherheitspolitik«, die er mit seinen Kollegen von der »Studiengruppe Militärpolitik« im Januar herausgab, wird die Position etwas klarer:

Die Verhandlungen (über Abrüstung) werden jedoch mehr und mehr durch die innenpolitische Kritik in den USA ausgelöst. Diese Opposition hat schon während der Ford-Administration einen Verhandlungskompromiß verhindert, und sie belastet die Gespräche in zunehmendem Maße. Im Verlauf des Jahres 1978 wurde deutlich, daß die Zustimmung der militärischen Führung der USA und dieser konservativen Minderheit zu SALT II (Verträge bedürfen einer 2/3-Mehrheit im Senat) nur mit Zusicherungen für neue Waffenprogramme gewonnen werden kann.

Gäbe es nach dem nächsten Weltkrieg noch jemanden, der die Kriegsschuld-Frage untersuchen könnte: Hier wäre er am Punkt.

Konkret 03/79, S. 19

Ulf Engberg

Verhungern ist Pech

Unter dem Titel: »Kommt die Welthunger-Katastrophe?« informierte der »Spiegel« (41 /78) seine Leser: »Hungersnöte unvermeidbar«: Anhand der Fakten, die Joseph Cillius und Frances Moore Lappé in ihrem Buch » Vom Mythos des Hungers« (S. Fischer) vorgelegt haben, seziert Ulf Engberg die Desinformations-Politik des »Deutschen Nachrichtenmagazins«

SPIEGEL-Information 1

»Es scheint als könne der Kampf gegen den Hunger nicht gewonnen werden . ... Nach Untersuchungen von Weltbank und Welternährungsrat der Uno werden die Entwicklungsländer 1985 rund 100 Millionen Tonnen Weizen einführen müssen.«

Der Welthunger in den »Entwicklungsländern« ist also ein Problem der Hilfe von außen. Aber die Frachtkosten einer Nahrungsmittelhilfe übersteigen bereits jetzt die Möglichkeiten der Empfängerländer. Der Leser muß daher annehmen, es gebe keine andere Lösung. Der erste »Spiegel«-Satz (»Es scheint als ...«) ist demnach bloße Rhetorik, denn dem Artikel zufolge *»scheint«* es eben nicht nur so, daß der Kampf gegen den Hunger nicht gewonnen werden kann - es ist so.

SPIEGEL-Information 2

»In einem Report meldete Amerikas CIA -sonst stets auf Kommunisten-Gefahr fixiert -, daß die eigentliche Gefahr für die Welt das Wetter sei, nicht etwa ein Angriff der kommunistischen Länder auf die freie Welt.« ... »Wie stark klimatische Randgebiete, in denen Ackerbau und Viehzucht gerade noch möglich sind, katastrophalen Klimaschwankungen unterliegen, bewies die Dürrekatastrophe in der Sahelzone«.

Abgesehen davon, daß die vom Hunger bedrohten Länder weitgehend der Einflußsphäre der »freien Welt« zuzurechnen sind und der zitierte CIA-Report daher schwerlich »den Kommunisten« die Schuld am Welthunger in die Schuhe schieben kann, ist das Wetter *ein* negativer Faktor, nicht aber die »eigentliche Gefahr« für die Welternährung.

Extreme Wetterschwankungen sind in der Geschichte des Ackerbaus nichts Neues, und die von ihnen betroffenen Völker haben sich im Laufe der Jahrtausende auf sie eingestellt. Die sahelische Trockenheit von 1969 bis 1973 war nicht die erste dieser Art. Viele ältere Bewohner des Sahel-Gebietes glauben, daß die trockenen Jahre von 1910 bis 1913 noch härter waren. Klimatologen halten die Trockenheit von 1969 bis 1973 daher auch für einen integralen Bestandteil des Klimas dieser Region. Wenn die Bewohner des Sahel also auf längere Dürreperioden gefaßt waren und Maßnahmen dagegen entwickelt hatten, was hat dann zu der bekannten »Dürrekatastrophe« von 1969 bis 1973 geführt?

Vor der Kolonisation dieses Gebietes durch die Franzosen hatten Nomaden und Bauern eine symbiotische Form des Überlebens entwickelt, die es ihnen gestattete, auch längere Dürreperioden ohne Hungersnöte zu überstehen. Die Nomaden tauschten Fleisch- und Milchprodukte gegen das Getreide der Bauern und ließen ihre gemischten Herden auf den brachliegenden Feldern weiden. Auf diese Weise war der Boden stets mit einer dünnen Humusschicht aus Tierdung bedeckt. Die willkürliche Grenzziehung der Franzosen unterdrückte die gewohnte Bewegungsfreiheit der Nomaden und zerstörte damit diese überlebenswichtige Symbiose.

Da die Franzosen das Sahel-Gebiet als neues Baumwoll-Anbaugebiet in Konkurrenz zu den englischen Kolonien verplant hatten, wurden die Bauern gezwungen, zusätzlich zu ihrem Lebensmittelbedarf Baumwolle anzubauen. Im Jahre 1929, dem ersten Jahr der Kolonisation, betrug die von den Franzosen erhobene Steuer für jeden Erwachsenen über fünfzehn Lebensjahre 5-10 kg Baumwolle pro Jahr; 1960, dem letzten Jahr ihrer Herrschaft, betrug die Steuer 40 kg, und im Jahr 1970, inmitten der »Dürrekatastrophe«, zwang die einheimische Nachfolgeregierung jeden Erwachsenen, 48 kg zu entrichten.

Das Fernbleiben der Nomaden und der durch die Steuer erzwungene Raubbau (immer weniger Land konnte brachliegen, um sich zu erholen) führte zur Erosion des Bodens. Hatte in vorkolonialen Zeiten die dünne Humusschicht das Wasser der wenigen Regenfälle zu binden vermocht, so waren die Böden jetzt einer längeren Trockenperiode hilflos ausgesetzt. Dieser Zusammenhang bildet die Ursache für die »Dürrekatastrophe« von 1969 bis 1973, und das Wetter ist lediglich eines seiner Momente. Daß die CIA an der Aufdeckung solcher 'Erbschäden' des Kolonialismus nicht interessiert ist, liegt auf der Hand.

SPIEGEL-Information 3

»Im folgenden Jahr (gemeint ist das Jahr 1972, dem eine gewaltige Mißernte in der UdSSR vorausging) brachte Moskau mit seinen Einkäufen in USA die Getreidemärkte der Welt durcheinander. Die Folge war, daß die Kornpreise in den USA in die Höhe schossen ... (und) zahlreiche Länder, die regelmäßig Getreide aus den USA bezogen, die hohen Preise nicht mehr bezahlen (konnten). «

Mit dieser »Information« wird ein Kausalzusammenhang zwischen den hohen Getreidepreisen auf dem Weltmarkt und den umfangreichen Einkäufen der UdSSR im Jahre 1972 suggeriert, der die UdSSR als Preistreiber erscheinen läßt. Was aber waren die wirklichen Zusammenhänge, die seit 1972 zu einem exorbitanten Anstieg der Getreidepreise geführt haben?

In den späten 60er Jahren beschlossen Regierungsbeamte der USA, daß etwas gegen die negative Zahlungsbilanz ihres Landes unternommen werden müsse. Vietnamkrieg, Importe billiger Waren durch Tochtergesellschaften amerikanischer Konzerne im Ausland und eine durch die Überbewertung des Dollars forcierte Nachfrage nach Auslandserzeugnissen hatten dazu geführt, daß die USA 1971 ihr erstes Zahlungsbilanzdefizit auf dem privaten Sektor in diesem Jahrhundert erlebten; das war lange vor dem Ansteigen der Ölpreise. Da die Nixon-Administration die Ursachen dieses Defizites nicht angehen wollte, lautete ihre Frage: Welche Exporte aus den USA können kurzfristig in einem so großen Maße gesteigert werden, daß die Importrechnungen ausgeglichen werden? Mit der Beantwortung dieser Frage wurde die »Williams-Commission« beauftragt. Sie kam zu dem Schluß, daß nur zwei Produkte in Frage kamen: Technologieprodukte und landwirtschaftliche Erzeugnisse. Daraufhin ersann die Nixon-Administration die sogenannte »Food-Power-Strategie«, deren Spielplan folgende Dramaturgie aufwies:

1. Locke potentielle Käufer an, indem du ihre ersten Getreideeinkäufe billig machst und sie durch Finanzierung unterstützt.

2. Überrede andere Länder, ihren Schutzzoll auf US-Getreide herabzusetzen, indem du ihnen anbietest, einheimische Stützpreise für amerikanische Farmerzeugnisse aufzuheben.

3. Warte auf schlechtes Wetter in den Hauptgetreideproduktionsländern.

4. Weise, um sicher zu gehen, daß dann die Preise steigen, den Landwirtschaftsminister an, eine Reduktion der amerikanischen Anbauflächen zu verordnen.

Im Dezember 1971 wertete Nixon den Dollar zuerst um 11 Prozent und Anfang 1973 nochmals um weitere 6 Prozent ab. Im Juli 1971 stellte er durch die regierungseigene Kreditgesellschaft »CCC« einen 750-Millionen-Dollar-Kredit zur Verfügung. Währenddessen wurden über den regierungseigenen »Foreign Agricultural Service« (FAS), der amerikanische Firmen im Ausland berät, in großem Stile Kunden zusammengetrommelt. Man schwatzte »befreundeten Regierungen« in den Ländern der Dritten Welt getreidekonsumierende Ernährungssysteme auf, die zum Teil eine rücksichtslose Zerstörung der traditionellen Eßgewohnheiten zur Folge hatten. Als dann durch das Zusammenwirken von extremer Kälte und unzureichender Schneedecke in der UdSSR im Winter 1971/72 fünfundzwanzig Millionen Acres Weizen vernichtet wurden (das Äquivalent der Hälfte der gesamten US-Ernte), war der erste Käufer da. Die »Kreml-Herren« waren erfreut, zu so günstigen Konditionen Futtergetreide für die von den Sowjetbürgern geforderte Fleischproduktion zu erhalten. Da die Wetterverhältnisse in der UdSSR auch die Frühjahrsaussaat erschwerten, konnte jetzt Punkt 4 der »Food-Power-Strategie« zur Anwendung gelangen. Im September 1972 verordnete der damalige Landwirtschaftsminister Butz, weitere 5 Millionen Acres Weizenland aus der Produktion zu nehmen. Damit betrug die Summe der brachgehaltenen Anbauflächen in den USA 62 Millionen Acres; das entspricht der Größe des gesamten Ackerlandes von Großbritannien.

Bei der Kaufwilligkeit der UdSSR, dem abgewerteten Dollar und akuten weltweiten Wetterproblemen reichte diese Beschränkung der Anbaufläche, um auf dem Weltmarkt Verknappung und damit höhere Preise für alle zusätzlichen Auslandsgeschäfte zu garantieren. Der Erfolg der »Fond-Power-Strategie« war grandios: zwischen den Haushaltsjahren 1970 und 1974 stieg die Menge des amerikanischen Weizenexports um ca. 90 Prozent, der *Wert* sogar um ca. 400 Prozent.

SPIEGEL-Information 4

»Nur etwas mehr als sechs Prozent der rund 150 Millionen Quadratkilometer fester Erdoberfläche müssen also die Webbevölkerung ernähren. 'Diese Anbauflächen können', so der prominente Klimatologe H. E. Landsberg von der Universität Maryland, 'nicht wesentlich vergrößert werden'.«

Das Problem der begrenzten landwirtschaftlichen Nutzfläche der Erde ist hinsichtlich des Welthungers ein Scheinproblem. Bis zu 70 Prozent der Nutzflächen in den Hungerregionen sind mit Exportprodukten wie Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Kakao etc. bepflanzt oder dienen als Weideland für exportorientierte Viehzucht. Bei den fruchtbarsten Böden sind es sogar

100 Prozent. Die Exporte aus dem Sahel-Gebiet kletterten beispielsweise *während der »Dürrekatastrophe«* auf Rekordhöhen. Verglichen mit 1969 stiegen die Rinderexporte im Jahr 1971, dem ersten Jahr der vollen Trockenheit, um 41 Prozent. Allein 32 Millionen Pfund Gemüse wurde aus dem vom Hunger heimgesuchten Gebiet exportiert.

SPIEGEL-Information 5

»Oft haben zudem klimatisch günstige Jahre zur Verwendung von ungeeigneten Kulturpflanzen verführt, etwa zum Anbau von feuchtigkeitsbedürftigem Hochleistungsweizen in normalerweise trockenen Gegenden.«

Es ist richtig, daß die Hybrid-Getreidesorten der sogenannten »Grünen Revolution« hochempfindlich gegen Klimaschwankungen und Krankheits- bzw. Schädlingsbefall sind. Warum sind sie also in Gebiete eingeführt worden, in denen mit diesen Schwierigkeiten zu rechnen ist und deren traditionelle Sorten sich als resistenter erweisen? Die Antwort ist ebenso einfach wie verblüffend: eben wegen dieser Schwierigkeiten. Die Hybrid-Sorten brauchen eine kapitalintensive, für die Hersteller von Kunstdünger, Landwirtschaftsgeräten und Schädlingsbekämpfungsmitteln profitable Bebauung. Außerdem verfügen diese Sorten über den einzigartigen »Vorteil«, in der nächsten Generation bereits erhebliche Ertragseinbußen aufzuweisen, so daß die Bauern kein Saatgut von der Ernte zurückbehalten können, sondern jedesmal wieder neues, teures Saatgut aus den Laboratorien kaufen müssen - ein ideales Instrument, um »regulierend« in die Produktion einzugreifen.

SPIEGEL-Information 6

»Bevölkerungsexplosion und Hunger stehen in Zusammenhang.« ... »Der chronische Hunger, darin sind sich heute die Wissenschaftler einig, steigert die sexuellen Funktionen als emotionale Ausgleichsmechanismen«.

Die zentrale These lautet: weil Hungernde ihren Ernährungstrieb nicht ausreichend befriedigen können, kompensieren sie diesen Mangel durch einen verstärkten Sexualtrieb. Als Beweis für die Richtigkeit ihrer These werden im Artikel wissenschaftliche Untersuchungen an Tieren angeführt, bei denen ein Zusammenhang zwischen Eiweißernährung und Nachkommenzahl belegt ist. In dem dann folgenden Schluß auf den Menschen soll mit Hilfe einer unauffälligen Begriffs-Vertauschung (es ist plötzlich nicht mehr von »Eiweiß«, sondern von »tierischem Eiweiß« die Rede) die sogenannte »Überbevölkerung« in den Hungerregionen erklärt werden.

Ich möchte an dieser Stelle auf die möglichen Einwände gegen eine Transformation von Ergebnissen aus Tierexperimenten auf den Menschen verzichten und stattdessen die Begründung eines indischen Bauern anführen, der, nach den Gründen für die große Zahl seiner Nachkommen befragt, erklärte, daß ein Kind bereits ab dem zehnten Lebensjahr mehr zum Unterhalt der Familie beiträgt als es von ihr zum Leben benötigt; seine Kinder waren sein Kapital und seine Altersversicherung. Dieser wesentliche Zusammenhang führt auf der Erscheinungsebene allerdings zu einem proportional gleichen Verhältnis von Armut und Kinderreichtum, und es bedarf nur noch einer statistisch vorgehenden Wissenschaft, um das erscheinende Übel als das wesentliche darzustellen. So gesehen, erscheint der Hunger als wissenschaftlich belegter circulus vitiosus der Natur, gegen den wir machtlos sind und für den wir niemanden verantwortlich machen können.

Wenn ich vorhin von der » sogenannten 'Überbevölkerung'« gesprochen habe, dann deswegen, weil der Begriff der »Überbevölkerung« ein Ideologismus ist, der nur den Zweck erfüllt, die wirklichen Ursachen des Welthungers zu vernebeln und von ihnen abzulenken. Niemand würde von einer » Überbevölkerung« der BRD reden, obwohl in diesem Fall das als Maß zugrundegelegte Verhältnis von qkm zu durchschnittlicher Einwohnerzahl wesentlich ungünstiger ist als in den meisten Ländern, die mit diesem Ideologismus belegt werden. Ob ein Land zu viele Bewohner hat, läßt sich allein daran bemessen, wieweit es in der Lage ist, sie zu ernähren.

SPIEGEL-Information 7

»Die Reichen dieser Welt, so läßt sich aus Verteilungsoptik sagen, essen den Armen das Brot weg.« ... »Solange der Fleischverbrauch in den industrialisierten Ländern ansteigt, so der US-Agronom Sylvan Wittwer, 'steigt der Nahrungsmittelbedarf ins Unendliche. `«

Dieses Argument zielt auf das »schlechte Gewissen« der Fleischkonsumenten und versucht die Bedürfnisse von Armen und »Reichen« gegeneinander auszuspielen. Die ständig wachsende Belastung des Weltmarktes für Getreide ist aber nicht etwa

dadurch zustandegekommen, daß alle Bewohner der nördlichen Halbkugel plötzlich Fleisch essen Wollten, sondern durch die Verkaufspolitik der großen Getreidegesellschaften selbst. Neues Saatgut und verbesserte Aufbautechniken hatten zu einem weltweiten Überschuß an Getreide geführt. Das drohte den Preis zusammenbrechen zu lassen. Also sannen die Getreidegesellschaften auf Abhilfe, wobei sie nach dem gleichen Spielplan vorgingen wie die Nixon-Administration. Sie eröffneten einen neuen Markt, indem sie Getreide (zunächst günstig) als Viehfutter anboten und anpriesen. Hatten sie erst einmal die traditionellen Futtermittel (Nahrungabfälle, Heu, Rübenkraut etc.) verdrängt, war die Expansion des Viehmarktes gleichbedeutend mit der des Getreidemarktes.

SPIEGEL-Information 8

»'Wenn die Millionen Asiaten allabendlich hungrig zu Bett gehen `, so stellte die Internationale Organisation für Arbeit (IOA) in einer Studie fest, 'dann nicht deshalb, sondern weil diese Millionen keine Möglichkeit haben, sie zu erwerben.«

Daß die Hungernden trotz existenziellem Bedürfnis nach Nahrung keinen *Bedarf* für den Nahrungsmittelmarkt darstellen, ist richtig, aber dieses Problem besteht erst seit der Kolonisation ihrer Länder durch die Industriestaaten der »Freien Welt«, für deren Wirtschaftssystem dieser kleine Begriffsunterschied lebenswichtig ist. Abgesehen davon, daß die parasitären Herrschafts-Cliquen in den meisten der Hungerregionen gezielt dafür sorgen, daß ständig ein Reserveheer hungernder Arbeitsloser für die Erntearbeit auf ihren Feldern und denen der westlichen Agrargesellschaften zur Verfügung steht, hat das von den ehemaligen Kolonialherren hinterlassene kapitalistische Wirtschaftssystem die Bedarfsdeckung noch weiter von den Bedürfnissen der Hungernden entfernt. Im Gegensatz zum Feudalismus der vorkolonialen Zeit können die Bauern ihre Steuern nicht mehr in Lebensmitteln entrichten. Sie sind gezwungen, in Geld oder Exportprodukten zu bezahlen und sind damit den Schwankungen des Weltmarktes ausgeliefert. Solange die Herrschafts-Cliquen in diesen Ländern die Bauern zwingen können, Exportprodukte anzubauen, um Devisen für ihren westlichen Lebensstil zu erhalten, solange werden die Bauern ihre Produkte auf dem Markt verkaufen müssen und gezwungen sein, für das Geld, das sie dafür bekommen, amerikanische Importweizen zu kaufen, den sie nicht bezahlen können.

SPIEGEL-Information 9

»Die IAO-Experten.untersuchten die Verhältnisse in Indien, Pakistan, Bangladesch, Sri Lanka, Malaysia, Indonesien und den Philippinen. Sie stellen überall eine ungerechte Verteilung von Grund und Boden fest, ungleiche Verteilung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und zunehmende Technisierung, die große Teile der Landbevölkerung brotlos macht.«

Diese Ursache ist die entscheidende. Leider erscheint sie unter den angeführten nur als eine unter vielen.

SPIEGEL-Information 10

»Wie unter solchen Voraussetzungen effiziente Nahrungsmittelhilfen zustandekommen sollen, bleibt fraglich.«

Es wird niemals »effiziente Nahrungsmittelhilfen« der beschriebenen Art geben, weil derartige Veranstaltungen lediglich den Zweck erfüllen sollen, das Gewissen der unwissenden Bevölkerung in den Industriestaaten zu beruhigen. Für Politiker, Herrn Scheel eingeschlossen, ist der im »Spiegel« zitierte moralische Appell, Geld für derartige »Hilfen« zu spenden, eine beliebte Übung, ihren Willen zur Veränderung der Verhältnisse zur Schau zu stellen, ohne in die Verlegenheit zu geraten, wirklich etwas an den Verhältnissen ändern zu müssen.

SPIEGEL-Information 11

»Mindestens ein Viertel der gesamten Welt-Nahrungsmittelproduktion fällt auf dem Wege zwischen Feld und Verbraucher Schädlingen und Pilzbefall zum Opfer. Ratten fressen fast ein Drittel der Getreidevorräte in Indien und den schwarzafrikanischen Staaten.«

Der Schädlingsbefall ist nichts Neues in der Geschichte der Landwirtschaft, aber chemische Global-Bekämpfungsmittel und der erzwungene Anbau von Monokulturen haben zu resistenten Schädlingen geführt, und der wiederholte Anbau ein

und derselben Kulturpflanze läßt die Schädlinge bis zur nächsten Aussaat überleben. Allein der traditionelle Fruchtwechsel in den Ländern der Dritten Welt ließ die pflanzenspezifischen Schädlinge eingehen.

In Graham Country in Arizona bewiesen Baumwollfarmer, daß durch gezielten Einsatz von chemischen Mitteln und ausgebildeten Beobachtern auf den Feldern die Kosten für eine erfolgreiche Bekämpfung weniger als ein Fünftel (die Lohnkosten für die Beobachter eingeschlossen) der chemischen Globalbekämpfung betrugen. Das Ergebnis war, daß die chemischen Gesellschaften massiven Druck auf die oberste Universitätsebene ausübten, um den Rückzug der Wissenschaftler zu erzwingen, die mit den Farmern zusammengearbeitet hatten.

Der Verlust durch Rattenfraß kommt vor allem dadurch zustande, daß die Ernteerträge von wenigen Monopolen gehortet werden, für die der Verlust durch Spekulationsgewinn mehr als ausgeglichen wird.

SPIEGEL-Information 12

» Und selbst wenn das Korn an den Verbraucher gelangte - wieviele könnten doch damit nur wenig anfangen: Aus Mangel an Brennholz wären sie nicht in der Lage, Brotfladen zu backen oder Mahlzeiten zuzubereiten.«

Die zuletzt angegebene Ursache für die Hoffnungslosigkeit der Situation erscheint angesichts der wirklichen Ursachen geradezu als Veralberung des Lesers. Allein die Vergasung der menschlichen und tierischen Fäkalien würde ausreichen, die Menschheit mit genügend Brennstoff für die Zubereitung ihrer Mahlzeiten zu versorgen; den Dünger hätten sie als Zugabe. Davon, daß es ganze Stämme gibt, die nur eine Kochstelle brauchen, und viele Menschen sich von kalten Speisen ernähren, einmal ganz zu schweigen.

Der Versuch, das Hungerproblem als Energieproblem darzustellen, mag ein aktuelles Problembewußtsein bekunden, in diesem Zusammenhang denunziert er sich selbst als unseriös, wenn als Ursache für die rücksichtslose Abholzung großer Waldgebiete allen Ernstes der Brennstoffbedarf der Hungernden angeführt wird. In ein derartiges Darstellungsniveau fügt sich die unbelegte Mitteilung, daß in etlichen chinesischen Kommunen die Arbeiter Setzlinge aus dem Boden rissen und verfeuerten, bruchlos ein - sie hätte eine gute »Bild«-Schlagzeile abgegeben.

-

Konkret 03/79, S. 23

Karl Pawek

Das Milliarden-Ding

Der erste deutsche »Sozialisierungs«- Versuch. Aneignung statt Enteignung

Komödien und gar solche, bei denen einem das Lachen gefriert, sind selten in der deutschen Literatur. Eine der aufregendsten und tolldreistesten Vorlagen für eine Gaunerkomödie ist gerade unter dem Titel »Ruhrbergbau und Sozialdemokratie« erschienen. Getarnt als 400seitige Dissertation und entsprechend mühsam zu lesen, beschreibt Peter Schaafs Buch den Milliardenschwindel Energiepolitik. Was Schaaf in wissenschaftlicher Arbeit und Diktion über Gaukler, Schwindler und Diebe, über Gutgläubige und Naivdemokraten in Erfahrung brachte, müßte Dramaturgen eines fortschrittlichen Volkstheaters - wenn es sowas bei uns nur gäbe! -begeistern. Denn nur eine Posse mit Gesang wäre die dem Thema adäquate Form. Doch bekanntlich tragen wir Deutsche schwer an der Bürde der Tiefsinnigkeit und wissen mit der Waffe des Witzes im politischen Kampf nicht viel anzufangen. Lieber klagen wir, manchmal sogar an.

Dabei hätte die Phantasie eines Nestroy nicht ausgereicht, diese von Schaaf gründlich recherchierte und analysierte Geschichte des Ruhrbergbaus nach 1945 zu erfinden. Und niemand komme auf die Idee, folgende Kurzdarstellung erspare die Lektüre des Buches, liegt doch der Reiz guter Abenteuergeschichten gerade im Detail.

Nach der Niederlage des Nationalsozialismus bestand Einigkeit unter Gewerkschaftern und allen Demokraten über die Sozialisierung der Schlüsselindustrien. In Volksabstimmungen und Parteiprogrammen wurde - mit Unterstützung der britischen Besatzungsmacht, aber gegen den Widerstand unserer nordamerikanischen »Befreier« - die Enteignung der Montankonzerne gefordert. Allerdings meinten die Sozialdemokraten schon damals, auf eine fundierte Analyse der konkreten politisch-ökonomischen Situation verzichten zu können. Das Ziel, versprach Carlo Schmidt 1946, »ist der Sozialismus; wenn wir es im einzelnen nicht genau beschreiben können, wie die sozialistische Gesellschaft einmal sein wird und sein kann, so tragen wir doch alle in der Brust so etwas wie eine Gewißheit, daß wir, wenn wir brüderlich aufeinander hören und einander vertrauen, mit jedem Schritt ... weiter dem Ziel näher gerückt sind, das wir ersehnen.«

Solch Gefühlen in sozialdemokratischen Brüsten konnte auch die Einsetzung zweier ehemaliger Wehrwirtschaftsführer als Stahl- und Kohlebosse nichts anhaben, zumal Wehrwirtschaftsführer Dinkelbach den Arbeitnehmern Mitbestimmung anbot. Später erklärte er dazu: »Ich habe diese Form der Beteiligung der Arbeiter gewählt, erstens, damit man ihnen sagen kann, daß es ihre Werke sind und sie dieselben verteidigen müssen, und zweitens, weil dadurch die Möglichkeit besteht, die Arbeiter gegen die Sozialisierung in Bewegung zu bringen.« Konsolidierend wirkte auch die Währungsreform. Während Spareinlagen bei der Umstellung von Reichs- auf Deutsche Mark 95,1 Prozent ihres Wertes verloren, betrug der Verlust für Aktionäre nur 15,9 Prozent. Vier Jahre später, 1952, war daher die westdeutsche Montanindustrie wieder vollständig in Händen der alten Besitzer. Und sie verdienten nicht schlecht an ihr.

Bei gleichzeitiger Umverteilung der Steuerlast auf die abhängig Beschäftigten wurde die Montanindustrie mit Investitionshilfen und Subventionen überschüttet. Im »brüderlicher Vertrauen« unterstützte die SPD dabei Adenauers Wirtschaftspolitik: Während der ersten Legislaturperiode des Bundestages (1948-53) verweigerte sie nur 7,4 Prozent aller Wirtschaftsgesetze die Zustimmung. Vom Bergarbeiterwohnungsbau bis zum Kohleverkauf und erst recht bei ihrem Nichtverkauf flossen öffentliche Mittel in die Konzernkassen. Das Geschäft florierte, die Kohlepreise stiegen zwischen 1950 und 1957 dreimal so schnell wie die Erzeugerpreise für die gesamte Industrie, während die Lohnquote fiel. Bis 1968, dem zweiten Jahr der Wirtschaftskrise, die dem Steinkohlebergbau die höchsten Dividendensteigerungen seit Kriegsende brachte, waren über 50 verschiedene Subventionsarten des Ruhrbergbaus geschaffen worden, jährlich über drei Milliarden Mark teuer.

Doch auch Kokskohlebeihilfen und Stromtransportkostenbeihilfen konnten die notklagenden Unternehmer nicht zufriedenstellen. Den größten Profit nämlich warfen inzwischen nicht mehr die Zechen ab, die Kohle förderten, sondern jene, die man stilllegte. Obgleich inzwischen über 300.000 Arbeiter und Angestellte des Steinkohlebergbaus wegrationalisiert waren und die Schichtleistung je Mann und Schicht ebenso wie die Unfallhäufigkeit sich verdoppelt hatten, ließen die krisenbedingte Reduzierung des Energieverbrauchs, vor allem aber künstlich niedriggehaltene Heizölpreise die Kohlehalden ins Gigantische wachsen.

Im Gegensatz aber zu Kleingewerblern, die ihren Betrieb schlicht schließen müssen, wenn sie ihre Produkte nicht mehr verkaufen können, ließen sich die Kohleherrn auch noch die Zechenstillegungen honorieren. Bis 1968 erhielten sie von Bund und Ländern ca. 1 Milliarde Mark für die Vernichtung von 30 Millionen Tonnen Förderkapazität: Unter diesen Umständen rentierte sich sogar die Schließung von »Goldgruben«.

Die Zeche »Graf Bismarck« zum Beispiel war eine der größten und rentabelsten Zechen des deutschen Steinkohlebergbaus und verfügte über qualitativ hochwertige Kohlevorräte für rund 200 Jahre. Nachdem die Muttergesellschaft (zu fast 100 Prozent vom amerikanischen Mineralölkonzern TEXACO kontrolliert) 1965 noch 20 Prozent Dividende überwiesen bekommen hatte, wurde die Zeche 1966 stillgelegt. Die Gesellschaft erhielt dafür 115 Millionen Mark Prämie aus dem Staatshaushalt. Sechs Jahre später beschloß das Management, von benachbarten Verbundzechen aus durch einen 1.600 Meter langen Stollen in die abgesoffenen Sohlen der früheren Bismarck-Zeche einzudringen und die Kohle rentabel abzubauen. Ein Drittel der dafür notwendigen Investitionskosten bezahlte wiederum der Staat.

Derartige kurzfristige Gewinnrealisierungen erfreuten zwar Unternehmer und Aktionäre (die Aktienkurse stillgelegter Zechen stiegen bis zu 1.000 Prozent, und die Bergbaukonzerne haben ihre Auslandsinvestitionen im Stillegungsjahr 66 verdoppelt), konnten sie auf die Dauer jedoch nicht befriedigen: Stillgelegte Zechen werfen keine künftigen Profite mehr ab.

Also entwickelten Konzernchefs der Hüttenindustrie einen phantastischen Plan von beispielloser Frechheit. Sämtliche Zechen, nicht jedoch lukrative Kraftwerke, Wohnungen und Grundbesitz, sollten zu einem möglichst hohen Preis (2,1 Milliarden Mark) verkauft werden. Käufer dieser Anlagen war aber nicht, wie naive Demokraten hätten annehmen können, der Staat. Diesem fiel nur die Verpflichtung zu, für die Kaufsumme und weitere 1,2 Milliarden Mark Schulden zu bürgen. Käufer war vielmehr eine Aktiengesellschaft, deren Eigentümer eben jene Zechenverkäufer waren. Dieses Jahrhundert-Geschäft sicherte also den Konzernen einen hohen Verkaufserlös (zahlbar durch die neugeschaffene Ruhrkohle AG in staatlich garantierten jährlichen Raten von 185 Millionen Mark, befreite sie aber gleichzeitig von jedem Risiko. Gewinne der AG fließen den Aktionären zu, Verluste hat der Staat zu tragen. Die Vertragsunterzeichnung durch einen sozialdemokratischen Wirtschaftsminister wurde von einer Sonderhausse an der Börse begleitet.

Doch dieser Verkaufstrick war erst die Voraussetzung für ein noch größeres Geschäft: Jene Ruhrkohle AG, der selbstverständlich weiterhin alle Subventionen zuflossen, mußte sich verpflichten, ihren Aktion[ren, die als ehemalige Kohlekonzerne gleichzeitig Stahlproduzenten oder Kraftwerksbetreiber sind, Kohle billiger zu verkaufen (1970 zum Beispiel je Tonne um 11 bis 19 Mark) als den Nichtaktionären. Darüber hinaus wurde eine Bedarfsdeckungspflicht festgeschrieben. Die Hütten können von der Ruhrkohle AG jede gewünschte Kohlenmenge zu dem festgesetzten Preis verlangen, sind aber ihrerseits nicht zu einer Mindestabnahme verpflichtet.

So war die Gesellschaft zum Beispiel Ende 1970 gezwungen, ausländische Kohle zum Preis von 140 bis 150 Mark je Tonne zu importieren und für 68,25 Mark an ihre Aktionäre abzugeben. Die Kohlepreise für die Kleinverbraucher hingegen wurden kontinuierlich erhöht - aus Sachzwängen, versteht sich, und nicht etwa, weil die Aktionäre der Ruhrkohle AG inzwischen große Heizölproduzenten geworden waren.

Dieses einfache Prinzip, eine Tochtergesellschaft, deren Rentabilität staatlich garantiert ist, mit hohen Verlusten arbeiten zu lassen, um dadurch die Gewinne der Muttergesellschaften steigern zu können, funktioniert immer noch.

Die Schlußpointe dieser Konstruktion ist nun aber, daß die Verluste dieser Ruhrkohle AG, jährlich mehrere 100 Millionen Mark, nur auf dem Papier stehen: Bereits im vergangenen Jahr erschien im »Bund-Verlag« eine Untersuchung der »Arbeitsgruppe Großunternehmen« über »Gewinnentwicklung und Gewinnverschleierung in der westdeutschen Großindustrie«. Mittels eines detailliert dargestellten Entschlüssungsverfahrens berechneten die Autoren die tatsächlichen Profite der 50 größten industriellen Aktiengesellschaften in der BRD. Demnach war der von diesen 50 Unternehmen zwischen 1967 und 74 erzielte Nettoprofit viermal so hoch wie der ausgewiesene Jahresüberschuß. Insgesamt 109,4 Milliarden Mark waren in den Bilanzen versteckt und zum größten Teil unversteuert geblieben. Allein durch überhöhte Abschreibungen wurde der Staat in diesem Zeitraum um rund 28 Milliarden Mark Körperschaftssteuer betrogen.

Diese zweibändige Sammlung höchst brisanter Informationen und Analysen berücksichtigt auch die Ruhrkohle AG.- sie liegt mit einer durchschnittlichen jährlichen Profitrate von 69 Prozent (Gewinn im Verhältnis zum Eigenkapital) weit über dem Gesamtdurchschnitt. So betrug der Nettoprofit dieser »Verlustgesellschaft« 1969 63,5 Millionen Mark, 1970710,8 und 1971285,4 Millionen Mark. 1972 wurde zwar ein tatsächlicher Verlust von 178,2 Millionen Mark erwirtschaftet, aber im folgenden Jahr durch einen Nettoprofit von 1.450.800.000 Mark wieder mehr als ausgeglichen.

Schaaf kannte diese Zahlen noch nicht, als er seine Dissertation schrieb und konnte daher auch nicht diesen letzten grandiosen Trick würdigen: Mit der Ruhrkohle AG wurde nicht nur eine Konstruktion geschaffen, die um so profitabler arbeitet, je höher ihre ausgewiesenen Verluste sind (denn diese werden schließlich als Gewinne bei den Aktionären realisiert), sondern gleichzeitig können mit Hilfe bilanztechnischer Tricks aus dieser Verlustgesellschaft enorme Profite erzielt werden.

Und auch den vielleicht brisantesten Aspekt erwähnt Schaaf nicht: Was Geschichte scheint, ist Gegenwart. Die gleichen Tricks werden von den gleichen Konzernen heute in einem noch gigantischer Geschäft angewandt: im Kernkraftwerksbau.

Und wiederum in 20 Jahren wird ein fortschrittlicher Wirtschaftswissenschaftler wieder in der Lage sein, dies nachzuweisen für ein paar wenige interessierte Leser. Es sei denn, unsere Damen und Herrn Dichter entschließen sich doch noch dazu, derartige Gaunerkomödien öffentlich zu machen für die, deren aus einem befreienden Lachen geborener Zorn allein solche Geschäfte verhindern könnte.

Peter Schaaf: Ruhrbergbau und Sozialdemokratie. Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft, 474 Seiten, 28,- Mark

Arbeitsgruppe Großunternehmen (Peter Flieshardt, Uwe Haupt, Jörg Huffschmidt, Reinhard Sablotny, Angelina Sörgel): Gewinnentwicklung und Gewinnverschleierung In der westdeutschen Großindustrie. Bund-Verlag. Zwei Bände (240 und Tabellenteil, zusammen 48,- Mark.

Konkret 03/79, S. 25

Magazin

Noch Immer

In diesen Tagen wird der Bundestagsabgeordnete Klaus Immer wieder Post von Walter Wentzien aus Altenkirchen bekommen, eine Einladung zum alljährlichen »Hohenstaufen«Treffen der HIAG-Waffen-SS im Westerwald. In den letzten Jahren kam Immer immer etwas dazwischen, was er »sehr bedauert«, zum Beispiel eine AfA-Landeskonferenz. Immer ist nämlich in der SPD. So blieb ihm bisher nur, »Ihrer Veranstaltung einen guten Verlauf« zu wünschen. Und, so ließ er den alten Nazis ausrichten: »Sollten Sie zu der Einsicht kommen, daß Herr Immer für Sie oder Ihren Verband sich verwenden kann, so wird Herr Immer dies gern tun.«

Leid

»Auch wenn Ihr es leid seid, hier das Neueste aus der Zensur-Kammer.« Mit diesen Zeilen schickte uns der Westberliner Graphiker Ernst Volland seinen jüngsten Bußgeld-Bescheid vom Bundesverwaltungsamt. 600 Mark soll er zahlen, weil der »Bundesadler als staatliches Hoheitszeichen insbesondere vor einer Entwertung zu schützen« ist, vor Vollands Stellenanzeige für den Öffentlichen Dienst. Ja, wir sind es leid. Aber das ist nun wirklich nicht Ernst Vollands Schuld. Die ganze Liste staatlicher Repressionsversuche und Zensurmaßnahmen gegen den Graphiker ist in einem Beitrag von Stefan Aust nachzulesen, in einem Buch über Ernst Volland, das im März bei 2001 erscheint.

Nach Holocaust...

... erklärt das Presseamt der Stadt Hameln, es sei unwahrscheinlich, daß der Name Adolf Hitlers aus der Ehrenbürger-Liste der Stadt gestrichen werde, da sich Hameln hierbei »in Gesellschaft von 180 weiteren deutschen Städten befindet.«

... kehrt der Oberkreisdirektor von Recklinghausen, Horst Kann, nach einer halbjährigen Suspendierung in sein Amt zurück. Der Regierungspräsident von Münster erklärte, daß Kann bei einer Fahrt zu den Golan-Höhen den Israelis vom Dach eines Autobusses zurief: »Ein Volk, ein Reich, ein Führer!«, reiche für die Entfernung aus dem Dienst nicht aus .

... wird in neonazistischen Publikationen für den »White-Power«-Verlag geworben, der faschistische Literatur unter der Deckadresse » Liberty Bell Publications, Reedy, West Virginia 25270, USA« in die Bundesrepublik versendet (»Wir gewähren normalen Rabatt an Wiederverkäufer«). An der Spitze seines »Bücherzettels« steht »Der Internationale Jude« von Henry Ford Sen. (Preis: 33 Mark). Werbetext: »Der geniale Industrierevolutionär Henry Ford hat damit als erster 'Kapitalist' der Neuen Welt die Kräfte aufgezeigt und erforscht, die das Schicksal der Welt so tragisch seit solch langer Zeit beeinflussen.« Für 25 Mark schickt der Verlag 1.000 Hakenkreuz-Aufkleber mit verschiedenen Motiven, für 5 Mark das Buch »Ist das Verlangen des deutschen Volkes nach Entjudung berechtigt?« (Dr. Cato, 1933, erste Nachkriegsauflage, White-Power-Verlag 1978). Die Bücher werden von BKA-Stadt aus versandt. Absender: Albert Dietz, Postfach 2044, 62 Wiesbaden 1. Dazu eine Platte mit dem Deutschland-Lied (»Vocal: Choir of the S.A.«), das es deutscher sonst nur noch von Heino gibt.

... erscheint im Tübinger Grabert-Verlag eine »Dokumentation« der NS-Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink über »Die Frau im Dritten Reich«. Aus dem Vorwort der Nazisse: »Die vorliegende Arbeit widme ich als dankbaren Gruß allen Frauen, die die nationalsozialistische Zeit gestaltend oder mittragend gläubigen Herzens erlebt haben. Viele von ihnen hat der Tod schon von allen Erdennöten befreit, - an ihrer Stelle gilt mein Gruß ihren Kindern und Kindeskindern. Mögen sie niemals an ihren Eltern unsicher sein!«

»Paraguay - fruchtbares Wald-Weideland 1,2 Pfg/qm, stabile, investfreundliche Demokratie«

(Aus dem Immobilienteil der Zeitschrift Wild und Hund«)

Konkret 03/79, S. 25

Winfried Thomsen

Radikalauer

Wer ist denn dieser geheimnisvolle Ajatollah Helmut Schiit?

Allah ist auch groß, aber er versteht nichts von Weltwirtschaftspolitik.

Helmut Kohl kämpft für die Wiedervereinigung. Seiner Ämter.

In Stuttgart erscheint täglich der Geist des Herrn: Filbingers Späth-Ausgabe.

Die NATO trainiert ihre Raketen für Olympia. Jetzt auch auf der Mittelstrecke.

Die Volksfront war schon immer die größte Gefahr für das freie Europa. Deshalb saßen die ja damals auch im KZ.

Es tropfte Geheimnisse. Ein Geheimnisträger war übergelaufen.

Im Kampf gegen Terroristen haben wir eine positive Bilandzic.

Manche Leute denken, ein Geigerzähler sei ein Refamann für Orchesterfragen.

Was heißt hier Repression? Es handelt sich um eine ganz gewöhnliche Bundes-Drucksache.

Gute Bücher sind heutzutage mit ungeheuren Auflagen verbunden.

GSG Nein.

Frieden hienieden? Dengste.

Die Fa. CIA plant den Bau einer Iran-Wiederaufbereitungsanlage.

Pahlewi - der fliegende Perser.

Konkret 03/79, S. 26

Sebastian Cobler

Blumen für den Staatsanwalt

Sebastian Cobler hat in einem Gutachten für das Russell-Tribunal die Durchsetzung des Prinzips der Staatsraison und die ratenweise Zerstörung von Rechten der Angeklagten bei Strafprozessen untersucht. Was allein im Prozeßrecht in den letzten vier Jahren den Staatsanwälten geschenkt und den Angeklagten genommen wurde, zeigt diese Aufstellung

Das Gesetz vom 9.12.1974,

* mit dem das Recht der Verteidigung eingeschränkt worden ist, jederzeit während der Hauptverhandlung prozeßerhebliche Erklärungen abzugeben (Streichung des erst 1964 zur Stärkung der Verteidigung eingeführten § 257 a StPO);

* mit dem die Möglichkeit der Gerichte erweitert worden ist, Einspruch und Berufung des unentschuldigt ausgebliebenen Angeklagten zu verwerfen (§§ 329, 412 StPO);

* mit dem das Recht der Verteidigung gestrichen Wurde, sich vor Erhebung der Anklage zum Tatvorwurf zu äußern (bislang §§ 169 b, 169 c StPO);

* mit dem ein Beschuldigter verpflichtet worden ist, vor der Staatsanwaltschaft zur Aussage zu erscheinen und notfalls von dieser unter Einsatz von Zwangsmitteln dazu gezwungen werden kann (§ 163 a Abs. 3 StPO);

* mit dem die Staatsanwaltschaft die bislang. nur Richtern zugestandene Befugnis erhielt, während des Ermittlungsverfahrens Zeugen und Sachverständige auszuwählen und notfalls zu Aussagen zu zwingen (§ 161 a StPO);

* mit dem neben Richtern auch die Staatsanwaltschaft das Recht erhielt, Unterlagen eines von Durchsuchungen Betroffenen zu lesen und beschlagnahmte Briefe zu öffnen (§ 110 StPO);

* mit dem der Staatsanwaltschaft das Recht gegeben wurde, sogenannte Bagatelldelikte ohne jede richterliche Kontrolle abschließend zu ahnden (§ 153 a, 153 b StPO);

Das Gesetz vom 20.12.1974,

* mit dem die Zahl der Wahlverteidiger auf 3 beschränkt wurde (§ 137 Abs. 1 StPO);

* mit dem jede gemeinschaftliche Vertretung mehrerer Beschuldigter durch einen Verteidiger verboten wurde (§ 146 StPO);

* mit dem das Recht eines jeden Angeklagten auf Anwesenheit in der gegen ihn durchgeführten Hauptverhandlung eingeschränkt wurde (§§ 231 a, 231 b StPO);

* mit dem die Möglichkeit zum Ausschluß von Verteidigern geschaffen wurde (§§ 138 a, 138 b StPO);

* mit dem die sogenannten sitzungspolizeilichen Befugnisse des Vorsitzenden erweitert wurden (§§ 117, 178 GVG).

Das Gesetz vom 18.8.1976,

* mit dem die Anordnung der Untersuchungshaft ohne Haftgrund gern. § 112 Abs. 3 StPO beim Verdacht einer Straftat nach § 129 a StGB ermöglicht wurde (§ 112 Abs. 3 StPO);

* mit dem die Überwachung des Schriftverkehrs zwischen einem wegen des Verdachts einer Straftat nach § 129 a Inhaftierten mit seinem Verteidiger angeordnet wurde (§§ 148 Abs. 2,148 a StPO);

* mit dem die Möglichkeiten des Verteidigerausschlusses erweitert wurden (§ 138 a Abs. 4, § 138 c Abs. 5 StPO);

* mit dem die primäre Zuständigkeit der Generalbundesanwaltschaft und die erstinstanzliche Zuständigkeit des (jeweiligen) Oberlandesgerichts in Strafsachen nach § 129 a StGB geschaffen wurde (§§ 120, 142 a GVG).

Das Kontaktsperregesetz vom 30.9.1977,

* mit dem auf Anordnung einer Landes- oder der Bundesregierung ausgewählte Gefangene vollständig von der Außenwelt und innerhalb der Anstalt isoliert werden können (§§ 31 bis 38 EGGVG).

Das Gesetz vom 14.4.1978,

* mit dem die Möglichkeiten des Verteidigerausschlusses und das Verbot der Sukzessiv-Verteidigung perfektioniert wurde (§§ 138 a, 138 c StPO);

* mit dem die Trennscheibe für Besprechungen zwischen Verteidigern und solchen Gefangenen vorgeschrieben worden ist, die wegen des Verdachts einer Straftat nach § 129 a StGB in Haft gehalten werden (§ 148 Abs. 2 StPO);

* mit dem die polizeilichen und staatsanwaltschaftlichen Befugnisse bei Durchsuchungen und Beschlagnahmungen erweitert worden sind (§§ 10, 105, 108 StPO);

* mit dem die Rechte zur Feststellung der Identität und zur »erkennungsdienstlichen Behandlung« erweitert wurden; Kontrollen (Razzien) in ganzen Stadtteilen und vorübergehende Festnahmen über das bislang zulässige Maß hinaus genehmigt wurden und vor allem die Unschuldsvermutung ausdrücklich zur Eingriffsermächtigung pervertiert worden ist (§§ 111, 127, 163 b, 163 c StPO).

Das Gesetz vom 5.10.1978,

* mit dem das Recht zur Ablehnung eines als befangen empfundenen Richters zur Pflicht der einstweiligen Duldung dieses Zustandes umgewertet wird (§ 29 StPO in der seit i .1.1979 geltenden Fassung);

* mit dem das Legalitätsprinzip dadurch ausgehöhlt wird, daß es der Staatsanwaltschaft freisteht, bestimmte Handlungen zu verfolgen oder nicht (§§ 154, 154 a StPO in der seit 1.1.1979 geltenden Fassung);

* mit dem das Recht der Verteidigung, präsente Beweismittel in die Hauptverhandlung einzubringen, beseitigt wird, während dieses Recht der Staatsanwaltschaft nach wie vor zusteht (§ 245 StPO in der seit 1.1.1979 geltenden Fassung);

* mit dem die revisionsrechtlich bislang bedeutsame Besetzungsrüge nach Beginn der Hauptverhandlung nicht mehr erhoben werden kann.

Konkret 03/79, S. 28

Hermann Peter Piwitt

Alternative Kultur und amerikanischer Kolonialismus

Jemand von einer Landkommune bei Bremen ist im Winter vor einem Jahr mit seinem Pferd durch Westdeutschland gewandert

In Westdeutschland gibt es heute mehr denn je seit Kriegsende zwei Kulturen, die immer weniger miteinander zu schaffen haben; das dämmerte kürzlich sogar der alten Tante »Zeit«. Die beiden Kulturen sind nicht länger identisch mit den »zwei nationalen Kulturen«, von denen Lenin in bezug auf das vorrevolutionäre Rußland schrieb, also hier eine bürgerlich-feudalistische - dort eine proletarische. Daß sie außerdem alles andere als national sind, sondern versehrt bis zerfressen von der globalen angloamerikanischen Kolonial-Kultur, kann der ersten, der offiziellen Kultur egal sein; der zweiten, der alternativen, ist es kaum bewußt, obwohl sie genauso betroffen ist.

Zwei Kulturen: Auf der einen Seite die Kultur der Stadttheater von Ambesser bis Zadek. Des Designs von Collani bis zum Gelsenkirchener Barock. Der Musikszene von Karajan bis zur Dorf-Discothek »Gaslight«. Der »Spiegel«-Bestsellerlisten bis zur Moewig-Produktion. Der Presse von der »Zeit« bis zu »Welt« und »Bild«.

Auf der anderen Seite Landkommunen und Kleinverlage mit eigenen Bestsellern, Umweltschutzgruppen und Tunix-Treffs, Amateur-Theater und ein funktionierendes Informations-Netz für »unterbliebene Nachrichten«, dazu die traditionell » linken« Gruppierungen, die noch immer den verläßlichsten und am wenigsten korrumpierbaren Kern der Gegenkultur bilden.

Die beiden Kulturen sind füreinander nicht undurchlässig. Die alternative Kultur bleibt darauf angewiesen, daß die aufgeschlossensten Vertreter der offiziellen Kultur ihr den Rücken decken. Andererseits bleibt immer häufiger aus, was früher Schicksal war: Der Umstieg - nach Beendigung von Studium und Lehre - in die offizielle Kultur, in den »Ernst des Lebens«. Das System - der Mangel an Arbeitsplätzen - gestattet es nicht mehr jedem, sich von ihm kaputtmachen zu lassen.

Klein-werden als Lebensziel

Darüberhinaus verfügt - anders als die selbstquälerisch durch die Klassen streunende oppositionelle Intelligenz der sechziger Jahre - die alternative Kultur heute selbst schon über Institutionen und Lebensformen, Heimatorte, die es möglich machen, »irgendwie durchzukommen«. Gerade die Kreativsten wandern nicht mehr automatisch »nach oben« ab; und »Klein-werden«, nicht »überzulaufen, sondern zu unterlaufen«, wird zum Ziel, um das gewetteifert wird. Gleichzeitig verliert die offizielle Kultur an Anziehungskraft: In einem Gedicht von Liesl Ujvary, »Peter Stuyvesant geht seinen Weg«, heißt es: »In Wien trinkt man Scotch Whisky/In Rom trinkt man Scotch Whisky/In Tokio trinkt man Scotch Whisky/In New Orleans trinkt man Scotch Whisky.«

Die jämmerlichen Abenteuer, die die offizielle Kultur zu verkaufen hat, wiegen die demütigende Arbeit nicht mehr auf, die dafür in Kauf zu nehmen ist. So wird vorstellbar, wie - um im regierungsamtlichen Bild zu bleiben - der Sumpf dieser Kultur langsam ausgetrocknet. An welchen Verfallserscheinungen sie heute schon leidet, notierte kürzlich Zwerenz nach der Lektüre von sieben Bestsellern der »hohen« bzw. »gehobenen« Literatur in der BRD: »Deutschland auf der Bestsellerliste, das ist Vergangenheit im Osten, totes Kleinbürgertum, Münchens Klischeeschickeria, die verlorene Potenz eines dahinalternden Komponisten.«

Wieweit das, was heute in der alternativen Kultur als Literatur kursiert, aber auch schon entfernt ist von dem, was wir für die *authentische* Literatur dieser Jahre halten, dämmerte mir in diesen Tagen, als ich eine Zeitschrift mit dem Titel »Neues Lotes Folum« in die Hand bekam, »Zeitschrift für die Poesie und die Revolution und«. In ihr findet sich das Tagebuch eines Dreißigjährigen, der im letzten Winter, sein Pferd am Zügel führend, von Bremen aus durch Westerwald und Eifel an die Mosel gewandert ist. Hoppla, das kennen wir doch, nicht wahr? Herzog! »Gehen im Eis«!

Das hier beschriebene Unternehmen ist von Herzogs Wanderung - nicht von seinem Buch! - angeregt, und doch ist das Ergebnis ein ganz und gar anderes. Denn wo Herzogs Buch, trotz seines großen Ernstes, voll ist von literarisch vorvermitteltem Pathos, wo sein Blick aufs Land, selbst unter Leiden und Ekel, romantisch bleibt, das Land mehr oder minder als Spiegel der Seele schildernd, ist es in dem genannten Tagebuch die *Arbeit,* die Erfahrungen verschafft, die Arbeit, die der Wanderer manchmal über Wochen auf Bauernhöfen leisten muß, um sich durchzubringen. Und während Herzog eigentlich nur das bürgerliche Mißverständnis von Müllers »Winterreise« wiederholt, simuliert der Anonymus des »Neuen Loten Folum« mit seiner Expedition den historischen Tatbestand, der dem Müllerschen Zyklus zugrundelag: Gesellenelend im Winter, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, in einer Epoche sinkender Einkünfte und steigender Arbeitslosigkeit.

Die selbstgewählte Kultur der Armut

Natürlich ist es sowenig wie bei Herzog die nackte materielle Not, was unsern Mann mit seinem Pferd im Winter auf die Straße treibt. H. H. - wie ich ihn (da er anonym bleiben möchte) nennen will - hat in verschiedenen Berufen gearbeitet, er hat zwischendurch immer wieder studiert und schließlich bei einer Landkommune bei Bremen mitgemacht. Jetzt möchte er »rauskommen aus der ganzen Scheiße um sich herum«. Ausgestattet mit den Fertigkeiten, dem Gepäck und dem fremden Blick des Indianers, sich verschlagen lassen in den vergessenen Kontinent gleich nebenan. In der Sorge um ein Dach über dem Kopf für sich und sein Pferd, um eine Arbeitsgelegenheit, um ein bißchen Geld in der Tasche, mehr Klarheit über sich selbst gewinnen. Ernst machen mit der »Kultur der Armut« (Pasolini). Daß dabei die erstaunlich lebendige und genaue Schilderung einer ebenso vergessenen wie rapide verkommenen Volkskultur in Deutschland, eben der bäuerlichen, zustandegekommen ist, scheint er selbst nicht vorausgeahnt zu haben.

Da ist der schüchterne Widerstand gegen die kulturelle Kolonialisierung, besonders von seiten der Alten, die noch über solide bäuerliche Grundkenntnisse verfügen. Und die Kapitulation der Jungen, die sich auf der Höhe der Zeit glauben, während sie längst im Sack eines Dünge- oder Lebensmittelkonzerns stecken. Da sind die in den Boxen zusammengepferchten, sich selbst verstümmelnden Tiere, die schäbigen Land-Discotheken und abends die paranoide Angst des Autors, sein Fahndungsfoto könne plötzlich auf der Mattscheibe erscheinen, bzw. die Angst, die Bauern könnten das hoffen, resp. fürchten, denn daß »demonstrierende Studenten an die Wand gestellt gehören«, darüber sind sich jung und alt einig. » Daß der Bauer von heute jemand ist, der der Stadt große Bedeutung beimißt, mit einem Überhang an selbständiger Kultur, für die er sich schämt«, ist H. H.'s trauriges Resümee. Denn zu seinen kulturellen Hoffnungen gehört auch eine Landwirtschaft, die nicht länger - unter der Regie von Landwirtschaftskonzernen - menschlichen, tierischen und pflanzlichen Dreck produziert.

Im Tagebuch des »Neuen Loten Folum« bewahrheitet sich wieder einmal, daß ein von starkem äußeren Druck herausgefordertes Ich nicht nur einem noch so engagierten Journalismus überlegen sein kann, sondern auch die Berufsschriftstellerei beschämt. Die falschen Zirkel des Gefühls, die Mystifikationen der eigenen einmaligen Person, der Überfluß an Nichts aus Mangel an Sein« - nichts davon hier. Daß man den Menschen die Dichter langsam entziehen muß, damit sie sich trauen, selbst ein poetisches Leben zu führen, ist das unausgesprochene Credo des Autors. Und entsprechend fällt er über sie her, über die Intellektuellen, die »warm in ihrem Szene-Nest sitzend«, sich »ein Thema nach dem andern vornehmen«. »Mein Haß auf die Schreiber, Autoren, auf dieses ganze elende Pack, diese Schleimer, auf ihre exklusive Eingeschlossenheit«.

Frohwüchsig dogmatischer Eifer

Eine üble Kritik, gut. Und doch sollten wir sie verdammt ernstnehmen, wenn wir ernstgenommen bleiben wollen. Zumal der Autor es sich selbst und dem eigenen kulturellen Umfeld nicht leicht macht: Wie er zum Beispiel einen biologisch-dynamischen Musterhof schildert, dessen Besitzer, einen frohwüchsig-dogmatischen Eiferer, dessen Kundschaft, wohlhabende gelangweilte Leute, oder die Probleme, die auf einer Landkommune entstehen, wenn es ans Schlachten geht: das hört zu den Glanzlichtern des Berichts.

Gangster-Idiom, »amerikanisch«

»Amorces«, wie H. H. sein Tagebuch nennt, ist keine Literatur mehr; aber auch noch nicht etwas anderes. Dazu ist es in einer streckenweise allzu schlampigen Sprache geschrieben. Zwar hat der Autor absichtlich auf eine Korrektur seiner ersten spontanen Aufzeichnungen verzichtet, aber eben dadurch ist er einer falschen Unmittelbarkeit aufgesessen, unter der die Information leidet, vor allem dort, wo er uns weltanschaulich kommt. Dieser Überhang an Weltanschaulichem, an Leseerfahrungen, Zitaten von Nietzsche, Artaud, Borroughs, Bukowski, Foucault und Deleuze-Guattari ist es denn auch, was mich am wenigsten interessiert. Zumal die Idolatrie, die darin zum Ausdruck kommt, dem andernorts an den Tag gelegten Haß auf intellektuelle Idole, Leitbilder widerspricht.

Was aber das Schlimmste ist: Dieses Dokument, das sich einem indianerhaften Wegtauchen in einen vergessenen Kontinent verdankt, in der Hoffnung, Reste eines alten ländlichen Deutschland zu finden, das selbst nie intakt war, aber phasenweise doch Würde hatte, - dieses Dokument ist selbst unterlaufen von der amerikanischen Kolonial-Kultur. Da wimmelt es von Amerikanismen (»Trip«, »anturnen«, »boots«, »fencedin«, »Track«, »Competition«...) Da werden noch die banalsten Beat-Texte zitiert, als sei dies nicht die Sprache des scheußlichsten Kolonialsystems der Erde.

Während der Nazi-Zeit, aber auch noch im Jahrzehnt danach, galt im Ausland das Deutsche mit Recht als Inbegriff des Zackig-Grausamen, Schnarrend-Gewalttätigen. Wieso eigentlich heute diese blinde Ergebenheit gegenüber dem Amerikanischen gerade in der Subkultur, daß noch die begabtesten Leute in diesem Gangster-Idiom posieren müssen wie ein Halbstarker aus Baumholder nach dem ersten Puffbesuch? Diese »I-wanna-be-free-Sentimentalitäten in modernen deutschen Filmen und Gedichten, wenn der alte abgekochte Hobo-Traum noch einmal geträumt wird, - wer führt da eigentlich im Stammhirn einer ganzen Generation Regie? Daß die »gesamte Welt droht zu verwestlichen (sprich: zu amerikanisieren)« -gut, dem Bewußtsein ist das klar. Aber wenn dann Elvis aus dem Keller steigt, werden sie geschüttelt, wie Fünfzigjährige beim »Pariser Einzugsmarsch«. Wie? Da sei doch ein Unterschied? Ich sehen keinen. Allenfalls den, daß die USA der einzige faschistische Staat der Geschichte sind, der auf Faschismus im eigenen Land verzichten kann; so viel bringen ihm die von ihm abhängigen Faschismen in aller Welt ein.

Die amerikanische Kolonialkultur wälzt nicht nur sich selbst, sondern auch ihre eigene Subkultur weiter. Und wir beziehen nicht nur, was uns fertigmacht, aus den USA, sondern auch die jämmerlichen Mittel dagegen. Elvis Presley zum Beispiel. Oder Bukowski. Oder jene Unzahl von »avantgardistischen Spitzenfilmen«, die (Cassavetes einmal ausgenommen) bei genauem Hinsehen so schnell altern wie ein gepfählter Vampyr. All das mag besser als nichts ein. Aber eine Kraft, die die Gewichte zwischen imperialistischer und alternativer Kultur qualitativ verändern könnte, ist es nicht. Im Gegenteil: in all diesen amerikanischen Alternativen steckte und steckt immer auch ein Stück vom alten zynischen und verlogenen Amerika. In Elvis der perfekte Vom-Schuhputzer-zum-Milliardär-Traum. In Bukowski der Spießertraum von Outsider, der sich jobbend, fickend, saufend und als Mann dicke tuend durch seine kleine Welt mogelt.

In Coventry in England erlebte ich einmal ein Konzert der Gruppe »Steppenwolf«. Unter den Zuhörern viele Kinder einfacher Leute, junge Arbeiter und Arbeiterinnen. Sie hockten auf dem Boden, und hin und wieder sprang einer oder eine auf und begann selbstvergessen vor sich hin zu tanzen bis zum Schluß. Schön. Aber das Gleiche anderntags in der Fabrik zu machen, einfach die Maschinen abzustellen und zu tanzen, daran dürfte kaum jemand gedacht haben. Ihnen war - um einen Satz Benjamins zu gebrauchen - zu ihrem Ausdruck verholfen worden, nicht zu ihrem Recht.

Entwicklung ohne Fortschritt: dabei scheint es vorerst zu bleiben, solange die alternative Kultur ihre Kraft auch aus dem Parasiten bezieht, der in ihr sitzt: ich meine den »american way of life,« unter welchen Rebellen-Grimassen er sich auch immer anbiedern will.

Man hat einmal vom Deutschen als der Sprache Eichmanns gesprochen. Ich kann die Sprache von ITT und United Fruits nur noch ertragen, wo jemand in ihr von seiner eigenen Abschaffung spricht: bei Jimmy Morrison zum Beispiel. Aus dem Mund des Autors des »Neuen Loten Folum«, der nicht weiß, wie sehr er seinen Idolen Borroughs und Bukowksi an Menschlichkeit, Ernst *und* Durchblick überlegen ist, tut sie mir weh.

Konkret 03/79, S. 31

Burkhard Mauer

Huch, ganz ohne Schlips!

Burkhard Mauer, Chefdramaturg an der Berliner Volksbühne, beschreibt, wie Lindenberg und Zadek einmal sämtliche Kulturtempel ruinieren wollten

Vor ein paar Jahren planten wir, in Berlin endlich mal wieder eine aufregende Aufführung von Brechts »Dreigroschenoper« zumachen, wußten aber nicht, wer den Der-Haifisch-der-hat-Zähne-Mackie-Messer spielen sollte. Plötzlich sagte jemand: »Da gieps ain in där Haambuger Zäne, der kann zwaa nich singn, wär aber gut, is auch schon auf ner Platte mit drauf.«

Das war Udo. Als ich ihn fragte, hatte er gerade seinen ersten großen Plattenvertrag, sagte, daß Theater ihn wahnsinnig interessiere und er das schon mal vierzehn Tage machen möchte. Das wars dann: die Proben waren für zwei Monate geplant und ein paar Vorstellungen sollten ja auch noch sein. »Nee«, sagte Udo, »das is nicht drin. Verstehen die Jungs nicht und werden dann sauer.«

Jetzt hat er also das Theater zu sich geholt. Fangen wir mit dem schwächsten Punkt an: Samy Molchos Choreografie, die selbst als Parodie nicht zu verkaufen ist. Molcho, eigentlich Pantomime, hat alles drauf, was die machen: Mann mit weißem Gesicht geht gegen Wind, lauernder Jäger und schließlich abgeschossener Vogel von einem im kurzen Wechsel gegeben. Sowas hat sein Publikum, keine Breitenwirkung, größere Mengen von Leuten haben es immer mit dem höflichen Desinteresse eines kulturgequälten Gewissens zur Kenntnis genommen. Allerdings nicht endlos. Als in einer Theaterkneipe mal die Rede drauf kam und ich sagte, wie traurig ich den weißgeschminkten Vogel fand, der gerade aus dem leeren Theater in die leere Kantine kam, sagte die gegenübersitzende Schauspielerin, so wäre es ihr ein Jahr später auch gegangen. Und da hätte sie ihn mitgenommen. »Mit einem Pantomimen, das würde ich mich aber nicht trauen«, sagte ich erschrocken. Sie verschluckte sich, lachte, nickte, winkte mit den Händen ab und sagte auch später nichts mehr. Alles, was er zur Lindenberg-Show choreografiert hatte, war sehr sehr ernst. Und dauernd sah man, wie peinlich fremd ihm alles war, egal ob 50er-Jahre Rock oder Leni-Riefenstahl-Gyrnnastik. Molcho ist ordentlicher Professor in Wien.

Mit Zadek, dem Theatermann, bereiten wir - an der Freien Volksbühne Berlin -gerade zwei Stücke vor, also ist alles, was ich jetzt sage, ein bißchen gefärbt. Eins der Stücke ist Oscar Wildes »Bunbury«, er übersetzt es sich selbst, das andere Molières »Menschenfeind«, neu von Hans Magnus Enzensberger; wie's so geht, der Kulturbetrieb und seine Kritiker sind unentwirrbar verfilzt. Udo redet viel von der Kraft, die man aus den 60ern kriegen kann. Der Programmtexter spricht von »Lebenshilfe«, die wie folgt funktioniert: »Mit seinen Songs tanken die Fans Power, die sie am nächsten Tag in der Schule oder in der Werkstatt so bitter nötig haben«; dazu könnte selbst Bayerns Kultus-Maier noch Orgel spielen!

60er Jahre: damals hatte der DDR-Autor Stefan Heym - vielleicht etwas voreilig -einem Vorschlag von Günter Grass, über den 17. Juni im Fernsehen zu diskutieren, zugestimmt. Ein Parteitag änderte die Richtlinien der Kulturpolitik. Als größere Schwierigkeiten nicht ausgeschlossen schienen, bat Heym um prominente Fürsprecher. Enzensberger, darauf angesprochen, sagte sanft: »Wir sind alle nicht Albert Schweitzer«, außerdem würden ihn zur Zeit Probleme in der Dritten Welt interessieren. Kurz darauf schlug er in Kuba Zuckerrohr, schrieb einen Bericht von seiner Enttäuschung und jetzt haben ihn die Theater von Berlin bis Neuss wieder. Wie gesagt, für Zadek und uns hat er den »Menschenfeind« übersetzt. Eine Komödie des Leidens, Lasters, der Heuchelei. Molières scharfsichtiger Blick auf die Gesellschaft seiner Zeit.

Also Zadek: Im Theater - die Reste sind gerade in Bochum zu besichtigen -- sagte er immer, man brauche einen freien Raum, eine Halle. Er brachte den Betrieb an den Rand des Zusammenbruchs, um Shakespeare in ein Kino, eine Fabrik oder sonstwas zu transportieren. Jetzt, bei Lindenberg, hat er eine Halle. Und was macht er? Er baut sich eine kleine Guckkasten-Kammerspielbühne (oder fügt sich einer Rock-Tradition, die sich mit der beschränkten Phantasie ihrer Manager am ältesten Stadttheater orientiert).

Da wird die Halle plötzlich sinnlos. Ein Drittel der Berliner Deutschlandhalle kann nicht benutzt werden; »keine Bühnensicht«, wie beim alten Hoftheater. Säulen, die beim Sechstagerennen keinem auffallen, stehen plötzlich meterbreit vor dem kleinen Böhnchen.

Dort findet unter anderem - hört man -ein Striptease statt. Aber der Sex kommt nicht so recht rüber; streckt man seinen Arm aus und reckt den Daumen hoch, dann hat der Daumennagel ungefähr die Größe der Stripperin.

Vorher sollen Pinguine gewatschelt sein. Ich habe sie nicht gesehen, weil ich noch auf der Berliner Autobahn feststeckte. Eine Dreiviertelstunde hatte ich Muße, mir Gedanken über den ca. Eine-Milliarde-Bau des neuen Kongreßzentrums zu machen (und immer ängstlich nach oben zu gucken; neulich ist jener Gebäudeteil, der die Autobahn überquert, mal runtergefallen. Eine späte Genugtuung für die Ost-Berliner Bauplaner, denen in den von Udo immer wieder angesprochenen 50er Jahren jede einzelne abgefallene Kachel der damaligen Stalin-Allee spaltenlang vorgehalten wurde.)

Der Standort des neuen Kulturbaus zwischen den ganzen Auf- und Abfahrten ist landschaftlich nicht besonders schön. Ich dachte immer, die Verkehrsverbindungen warens, die die Planer reizten. Aber wenn man dann in zwei Verkehrsströmen, die sich hier kreuzen, 45 Minuten steht, obwohl noch keiner der zigtausend erwarteten neuen Verkehrsteilnehmer auf der Piste ist, kommen einem Zweifel. Sollte man die neuen Trassen aufgraben und eine U-Bahn legen?

Udo und Zadek sind »zwei Leute, die genügend schmutzige Phantasie entwickeln, um sämtliche Kulturtempel zu ruinieren«, sagt das Programmheft. Ach Leute. Sie wollen »... unsern Theatern ein Stück Entwicklungshilfe« leisten. Leute, Leute: laßt euch mal erzählen, wie Minks - im Theater -vor zehn Jahren eine Show gemacht hat, Ronconi auf Plätzen und in Hallen seinen »Rasenden Roland«, Gröber im Olympia-Stadion seinen Hölderlin. Es sollte Bilder geben, »mit denen die Zuschauer ihre Phantasie auf Trab bringen können«. Ja, sollte. Und wenn Udo mutig sagt: »In meinen Liedern sind Gegenbilder enthalten«, tja, während der Aufführung versteht man aber nichts, wenn man die Platte nicht vorher auswendig gelernt hat.

»Volkstheater und Demokratisierung der Kunst« - kleiner gings nicht, hatten sie geplant. Und dann sagt beim Rausgehen einer: »Ostschlager in laut«. Vor mir saßen zwei Zwölfjährige, die total ausflippten. Die dritte daneben machte es auch einen Augenblick, sah sich um, fand sich wohl zu allein und ließ es wieder. Da hörten die beiden anderen auch auf. »Ich habe von Peter unheimlich viel gelernt«, sagte Udo. Ja, jetzt ist Schluß mit der fröhlichen Anarchie in einer Rock-Bude. Jetzt wißt ihr, daß ihr was zu lernen habt! Man kann nicht machen, was man will!

Es gibt einen Traktattext im Programmheft, so zwischen Heilsarmee, Pfadfinderorgan und Stadtmission. Da ist nicht viel von den dauernd beschworenen dreckigen Monstern. Da wird »Kraft ziehen« empfohlen. So steht das auch in Werner Heukelbachs Schriftenmission. Allerdings ist der nicht auf die Idee gekommen, das ausgerechnet aus den 50er und 60er Jahren zu versuchen, weil da die »Jugend kämpfen« mußte, es auch erfolgreich tat, nämlich: auch mal ohne Schlips auf der Straße stand.

Ziemlich schwierig, diese Lehre weiterzugeben, seit es keine Schlipse mehr gibt. Harte Zeiten für Revolutionäre, aber vielleicht könnte man jetzt mal für den kühnen Einfall kämpfen, ohne Taschentuch in der Tasche rumzulaufen.

Zadek ist ein friedlicher, intelligenter Mensch. Vielleicht auch ein ängstlicher. Und vielleicht liegt es daran, daß er oft so militant formuliert. Auch jetzt ist wieder vom »Zerstören des deutschen Reinheitsfimmels« die Rede. Gegenvision ist das wilde England. Wie bloß? Ab und zu ist er doch da und sieht, was da läuft. Früher - als ordentlicher Schauspieldirektor (mit Schlips) -hielt er den Schauspielern des Bremer Stadttheaters ihre ungebärdigen englischen Kollegen vor. Den Bruno Ganz oder Vadim Glowna hat das ziemlich genervt. Dann waren wir alle mal vierzehn Tage in London, ziemlich oft im Theater, und Zadek kommentierte die Häufung sehr durchschnittlicher Boulevardaufführungen: »Da muß was passiert sein, das war früher ganz anders.« Seine eigene Aufführung, »Frühlings Erwachen«, eine der besten, die man damals im englischen oder deutschen Theater sehen konnte und deren Qualität er immer als »englisch« bezeichnet hatte, kam übrigens in London überhaupt nicht an.

Ein Kritiker faßte den Unwillen zusammen: »Ich wußte nicht, was Bremer Stil ist. Jetzt weiß ich. Ich hoffe, ich muß es nie wieder sehen.« Da schämte sich die deutsche Botschaft.

Komisch, daß »Dröhnland« sich so ausdauernd als Antithese zum deutschen Kulturbetrieb formuliert. Es gibt selbstbewußtere Rocker, denen der Kulturbetrieb einfach egal ist. Vielleicht liegt es daran, daß der bunte Abend so tief im Kulturbetrieb verwurzelt ist, so sehr mit dessen Rücksichtnahme und Ängstlichkeit befrachtet. Z.B. will da keiner Revolution, aber das Wort klingt gut. Also muß man den Leuten klarmachen, daß irgendetwas, was sie sowieso tun, revolutionär ist. So gesehen wird dann sogar ein Schweizer, der einem Touristen eine Uhr verkauft, zum Revolutionär. Oder jemand, der ohne Schlips auf die Straße geht.

Am stärksten fand ich die Musiknummern von Eric Burton, von Ingeburg Thomsen und die Beleuchtung von Diot.

Neulich sah ich im Supermarkt einen Scheibenkäse »Lindenberger«. Würde man »DM 18,-« und »Udo« draufdrucken, könnten das die nächsten Eintrittskarten sein. Und der Abreiß-Vampir an der Tür könnte einfach reinbeißen. Schade. Trotzdem wird uns - der Berliner Volksbühne -das zugute kommen.

Mit dem Druck, den Zadek jetzt drauf hat, - natürlich hat er alles, was hier steht, schon viel früher gemerkt -, wird er »Bunbury« und »Menschenfeind« machen. Diot wird wieder beleuchten. Vielleicht kriegen wir auch aus Udo noch einen kernigen Satz fürs Plakat raus. Sauer wird er doch nicht sein; Stare kann man nicht meucheln.

Konkret 03/79, S. 33

Erich Kuby

Betr.: Holocaust

konkret-Forum

»Die Hochmütigen, die Zweifler sind eines Besseren belehrt worden«, schrieb Günther Rohrbach (WDR) nach der Ausstrahlung von »Holocaust«; der Film habe »nicht nur unser Geschichtsbewußtsein verändert, er hat uns auch gelehrt, was Massenkommunikation sein kann«. Möglich, daß Rohrbach hiermit auch den Beitrag »Auschwitz lohnt sich noch« von Friedrich Knilli und Siegfried Zielinski im letzten KONKRET meinte, und möglich, daß er recht hat. Das Thema ist nicht »ausdiskutiert«, längst nicht. Hier die Stellungnahmen, zum Teil sehr harte, sehr persönliche, von Erich Kuby, Hans Christoph Buch und Hermann Peter Piwitt

An eine verehrliche KONKRET-Redaktion: Ich muß mir meine Wut, meine Scham (Deutscher zu sein) und meinen Hohn von der Seele schreiben, und wenn Sie es über sich bringen, dann drucken Sie das (wer sonst?) einschließlich dieses Einleitungssatzes.

Ich habe gestern Abend den amerikanischen Import über die »Endlösung« gesehen, man durfte anrufen in Köln und die eigene Meinung sagen, so rund 700 sollen angerufen haben; ich auch, aber ich kam nicht durch. Ich wollte fragen, was denn »Vienna« heißt.

Ich habe festgestellt, daß Ganghofer in Amerika einen Bruder im Geiste und im Können hat, und der machte sich über die Gags der »Endlösung« her und über die deutsche Psyche, und da sangen sie, die Deutschen, etwas über diese rheinische Dame, ich weiß nicht, was soll es bedeuten, was natürlich nach deutscher Grammatik - die dem Juden Heine nicht so geläufig war - heißen sollte: ich weiß nicht, was es bedeuten soll; und sie spielten von Band Mozart, während die dargestellten und darstellenden Damen das natürlich niemals so gut und mit Metronomzahl 138 gekonnt hätten.

Da war auch (vor dem Krieg) Polen gar kein selbständiger Staat mehr; da konnte die deutsche Reichsregierung scharenweise unbeliebte Mitbürger ohne Paß und Visum, ohne Kontrolle diesseits und jenseits, nach Polen verfrachten; und da vergewaltigten auf offener Straße SA-Männer eine Jüdin, die sie sofort an den Fadenresten erkannten, die vom abgerissenen Judenstern stammten, und es war ihnen ganz egal, etwa per Rassenschande eingesperrt zu werden.

Na schön, wer verlangt schon angesichts so viel triefender Sentimentalität Geschichtskenntnisse und Geschichtstreue. Das ist dieses US-Ganghofers Sache nicht. Braucht es auch nicht zu sein, der Erfolg wäre ausgeblieben, aber mit einer Auschwitz-Schnulze läßt sich der Import in vierzig verblödete Länder bewerkstelligen. Ich habe drei Jahre über Auschwitz gearbeitet, in Israel, in Polen, in England, bei uns, ich weiß wovon ich rede, aber jene, die den Film machten, handelten nach dem richtigen Prinzip: Zu viel wissen ist nur schädlich.

Das haben ja dann auch die Herren, plus einer Dame, die nachher eine Diskussion über den Film hätten vorführen sollen, aber nur sich vorgeführt haben, und die über den Film mit gnädigem Schweigen hinweggingen - sie haben es ausgesprochen. Hätten Deutsche den Film gemacht, das wäre schrecklich geworden, sagten sie, wegen Genauigkeit. Nun hat zwar ein Deutscher, Syberberg, ein Sieben-Stunden-Opus über Hitler und sein Volk produziert (in 20 Tagen, ein Wunder!), und bei allen Schwächen ist das ein Wurf und großartig geworden, aber in der Diskussionsrunde wußte man davon offenbar nichts.

Ihr zuschauend und zuhörend, war ich an jene Geschichte erinnert, die sich kürzlich in München abspielte. Ein etwa 45 Jahre alter Vater wollte seine 15 Jahre alte Tochter aus einer ihm mißfälligen Diskothek herausholen, abends; er blieb zögernd vor dem Eingang stehen. Da kam eine andere Fünfzehnjährige heraus, sah ihn und sagte: Was willst denn du hier? Husch husch, zurück ins Grab!

Das wäre der Ratschlag gewesen, den ich diesen Diskutanten telefonisch hätte geben wollen, gesetzt den Fall, ich wäre durchgekommen. Als Frau Mitscherlich, die immerhin noch zwei in sich zusammenhängende, sinnvolle Sätze sprach, von »den Deutschen« etwas sagte, war Herr Hübner hurtig zur Stelle und sagte: »Die Deutschen, das gibts doch gar nicht.« Er hat wohl noch nie eine EG-Veranstaltung, Gipfel-Konferenz zum Beispiel, mitgemacht. Da gibt es die Engländer, die Italiener, die Franzosen, die Deutschen. Natürlich gibt's »die Deutschen«, und was sich da abspielt anläßlich dieses erbärmlichen Machwerkes, das rückt sie wieder mal so richtig ins Licht, auch und gerade die Deutschen von 1979.

Dieses erbärmliche Gedöhns in den Medien, die noch erbärmlichere Tatsache, daß man nicht den Mut hatte zu sagen: einen solchen filmischen Mist senden wir nicht (einen Mut, den sie natürlich gehabt hätten, wenn das ein Film gleicher Machart über die Französische Revolution gewesen wäre); dieses Verlegenheitsgetue, dieser Sendetermin, diese Verabschiedung ins Dritte Programm, weil man zwar A sagte, aber B zu sagen zu feige ARD oder ZDF 20.15, am Samstag und Sonntag - - ja, das alles ist zum Kotzen! Was für ein erbärmlicher Haufen von Schwächlingen sind »die Deutschen«, hier in einer Auswahl von Kulturverwaltern und Meinungsmachern!

Das sind die Leute, die endlich wieder jemand brauchen, der ihnen sagt, wo's lang geht. Dann werden sie wieder stolz sein, dann werden sie wieder zur Herrenrasse erwachen, sich erheben aus der Lakaienrasse. Dann werden sie die Arroganz, die sie bis jetzt nur auf dem Gebiet der Ökonomie der Welt bieten, auch gegenüber ihrer eigenen Vergangenheit wiedergefunden haben. Es muß nur einer kommen, der neue Ziele aufstellt, so verführerisch, so im tiefsten »deutsch« wie jene, die ihnen Hitler gezeigt hat. Und auf diesem Wege sind wir!

Aber wir sind ein moralisches Volk! Das sage ich ohne alle Ironie. Dieses ganze Affentheater um Hohlkaust, oder wie dieser Schund heißen mag, beweist, daß »die Deutschen« immer noch ein Haar in der Suppe der Judenvernichtung finden. Dafür sind sie zu ehren. Würde uns eine ähnliche Serie über »Stalingrad« aus Amerika geboten, das ließe unsere öffentlichen Meinungsmacher und die Öffentlichkeit kühl. Denn daß sie nach Stalingrad marschierten, die Deutschen, ist ja nur ein Beweis für ihre abgründige Dummheit. Sich so dumm anschauen lassen zu müssen, wird hierzulande nicht als Schande empfunden, wo doch noch vor 10 Tagen in der »Frankfurter Allgemeinen« stand, man müsse den Schaft hegen und pflegen. (Das schreibe ich am 23.1.). Solche Dummheit ist erlaubt und ehrenhaft.

Aber die Judenvernichtung wurmt uns eben doch noch.

Um es denn unmißverständlich zu sagen: Mich ekelt, einem politisch und geschichtlich gesehen derart unerwachsenen Volk anzugehören, daß es sich von einem amerikanischen Reißer aus der Ruhe bringen läßt. Aber mich ekelt nicht vor dem Motiv, um dessentwillen dergleichen möglich ist. Man fordert zwar: Schwamm drüber!, aber man weiß gleichwohl: Das Weltgericht fragt nach den Gründen, und fragt, und fragt ...

Konkret 03/79, S. 34

Hans Christoph Buch

Ein Sanitätskordon

konkret-Forum

»Die Hochmütigen, die Zweifler sind eines Besseren belehrt worden«, schrieb Günther Rohrbach (WDR) nach der Ausstrahlung von »Holocaust«; der Film habe »nicht nur unser Geschichtsbewußtsein verändert, er hat uns auch gelehrt, was Massenkommunikation sein kann«. Möglich, daß Rohrbach hiermit auch den Beitrag »Auschwitz lohnt sich noch« von Friedrich Knilli und Siegfried Zielinski im letzten KONKRET meinte, und möglich, daß er recht hat. Das Thema ist nicht »ausdiskutiert«, längst nicht. Hier die Stellungnahmen, zum Teil sehr harte, sehr persönliche, von Erich Kuby, Hans Christoph Buch und Hermann Peter Piwitt

Im Grunde, so scheint es, ist alles gesagt. Die durch die Holocaustwelle ausgelöste Springflut von Briefen und Telefonanrufen, Artikeln und Kommentaren hat einen absoluten Höchststand erreicht, bei dem jedes weitere Wort eine Überschwemmungskatastrophe heraufbeschwört. Was gäbe es zum Thema auch Neues zu sagen? Jedes einschlägige Argument zieht unvermeidlich sein Gegenargument nach sich: die Deutschen haben alles gewußt - die Mehrheit der Deutschen hat von nichts gewußt; die Kirchen haben kläglich versagt - die Kirchen hätten auch nichts machen können; der nächste Holocaust kommt bestimmt - die Geschichte wiederholt sich nicht.

Solche Stellungnahmen sind weder richtig noch falsch - sie sind belanglos. Das Ritual der öffentlich-rechtlichen Fernsehdiskussion stieß hier an seine objektive Grenze: da wurde über die Judenvernichtung verhandelt wie über einen defekten Toaströster, den man zum Elektriker bringt: wie konnte das passieren? welche Sicherung ist durchgebrannt? wer garantiert uns, daß das gleiche nicht nochmal passiert? Alles wäre besser gewesen als dieses Geplapper. Eine Schweigeminute, wie sie sonst, aus vergleichsweise geringfügigem Anlaß von der Obrigkeit über die Bundesbürger verhängt wird, wäre weitaus würdiger, dem Geschehen angemessener gewesen. Aber das Fernsehen schweigt nicht, außer wenn man ihm den Ton abdreht.

Als am Abend nach der ersten Holocaustsendung der Moderator an seinem Weinglas nippte, seine Pfeife anzündete und die Diskussion mit der Frage eröffnete: Was wäre geschehen, wenn Hitler 1938 zurückgetreten wäre?, wurde mir schlecht. Ein paar Minuten zuvor war auf der gleichen Mattscheibe die Tochter der Familie Weiss erst vergewaltigt und dann vergast worden. Der Brechreiz blieb auch an den folgenden Abenden, als Leicht durch Hübner und der Wein durch Wasser ersetzt worden war. Hier war etwas Langbärtiges, Unmenschliches am Werk: der deutsche Professor, dessen Fachwissen, losgelöst von Emotionen, ohne menschliche und moralische Dimensionen funktioniert, ein Typus, der Auschwitz überhaupt erst möglich gemacht hat. Die NS-Experten von heute traten in die Fußstapfen der NS-Täter von gestern: sie schnitten den Opfern das Wort ab.

Als eines von ihnen wagte, am Demokratieverständnis, an der Kritikfreudigkeit der Deutschen zu zweifeln, wurde es von Fernsehdirektor Hübner, dem die Ausgewogenheit zur zweiten Natur geworden ist, eines besseren belehrt: die Mehrheit der Deutschen, ja sogar der SS sei anständig geblieben.

Aber die Peinlichkeit der Diskussion bestand nicht so sehr in dem, was gesagt wurde - wie immer, wenn kluge Leute zusammensitzen, wurden viele kluge Dinge gesagt - die Peinlichkeit bestand vielmehr darin, daß überhaupt gesprochen wurde, unaufhörlich, ohne Unterlaß. Jedes Stocken, wie bei Mitscherlich, der keinen vernünftigen Satz herausbrachte, jedes Zittern der Stimme wirkte da wie eine Erlösung. Das Schweigen der Opfer war beredter als die druckreifen Reden der Historiker. Und es gab Momente der Wahrheit wie die fassungslose Reaktion jenes Diskussionsteilnehmers, der nach einem Augenzeugenbericht über die Ausrottung der Zigeuner mit den Tränen kämpfte.

Solche Emotionen durchbrachen den Sanitätskordon der Sachlichkeit, den die Experten rund um die Konzentrationslager gelegt haben, und der nicht anders funktioniert als der mit Starkstrom geladene Stacheldraht von Auschwitz: er dient der Abschreckung, der Aufrechterhaltung des Abstandes zwischen denen drinnen, denen »Unfaßbares« geschah, und denen draußen, die »von nichts gewußt« haben, auch wenn ihnen der Gestank der Krematorien in die Nase stieg.

Trotzdem: Durch »Holocaust« habe ich zum ersten Mal begriffen, was Adorno meinte mit dem Satz, nach Auschwitz könnten keine Gedichte mehr geschrieben werden. Nicht, daß jetzt mit dem Gedichteschreiben Schluß sei, sondern daß nach Auschwitz nichts mehr so ist wie es vorher war: Auschwitz als archimedischer Punkt, von dem aus Denken und Handeln der Gegenwart neu bestimmt werden müssen. Vielleicht haben wir doch noch die Chance, aus den Verbrechen der Vergangenheit zu lernen, damit ein Ortsname wie Gorleben nicht eines Tages im gleichen Atemzug wie Auschwitz und Hiroshima genannt wird.

-

Konkret 03/79, S. 35

Hermann Peter Piwitt

Der Gröfaz und die Shylock-Ranch

konkret-Forum

»Die Hochmütigen, die Zweifler sind eines Besseren belehrt worden«, schrieb Günther Rohrbach (WDR) nach der Ausstrahlung von »Holocaust«; der Film habe »nicht nur unser Geschichtsbewußtsein verändert, er hat uns auch gelehrt, was Massenkommunikation sein kann«. Möglich, daß Rohrbach hiermit auch den Beitrag »Auschwitz lohnt sich noch« von Friedrich Knilli und Siegfried Zielinski im letzten KONKRET meinte, und möglich, daß er recht hat. Das Thema ist nicht »ausdiskutiert«, längst nicht. Hier die Stellungnahmen, zum Teil sehr harte, sehr persönliche, von Erich Kuby, Hans Christoph Buch und Hermann Peter Piwitt

Daß 33 Jahre nach der »re-education« die USA immer noch als Blindenstock gut sind, zeigt der Vergleich von »Holocaust« und Hans-Jürgen Syberbergs »Hitler - ein Film aus Deutschland«

»Wos mecht der Jud? Mecht er wieder vorwärts?« (Handelsvertreter in einem Heilbronner Hotel während des letzten ägyptisch-israelischen Krieges).

Die letzten Jahre des Faschismus waren die schönsten meines Lebens. Wir wohnten auf dem Land, in - wie meine Eltern glaubten - gesicherten Verhältnissen; und das Leben war ein einziger Lunapark voller Götter und Helden, die für das Gute kämpften, Tieren und Pflanzen, die es zu schützen galt, Sondermarken, Wunschkonzerten und Segen auf Händen, die das Brot brachen. Denke ich heute an diese Kindheit zurück, empfinde ich eine große innere Wärme.

Nach dem Krieg rechnete mein Vater uns vor, daß fünftausend Soldaten jahrelang Tag und Nacht Zähne aus Kiefern hätten brechen müssen, wenn sie auf die besagten 18 000 Kilo Zahngold hätten kommen wollen. Klar, daß alles nur Greuelpropaganda war. Erst in den fünfziger Jahren, als das »Elternhaus im Kopf« Informationen nicht länger filterte, konnte ich dazulernen: Bei dem Film »Nacht und Nebel« fühlte ich Entsetzen und Wut, aber mich als Deutscher zu schämen wie so viele meiner Generation, gelang mir nicht.

Denn wieso die Schuld von Massenmördern und Vaterlandsverrätern mittragen, wenn man nicht selbst, wie Henri Nannen, »davon gewußt und mitgemacht« hatte? Kollektivschuld nach der Devise: Gewinne werden privat gemacht, Schulden gesellschaftlich abgegolten, -was hatte ich damit am Hut? Und was mit jener »nationalen Kontinuität« seit Bismarck, auf die sich die Globke, Seebohm, Schröder und Kiesinger beriefen, all die neuen Herren mit der philosemitischen Träne im Knopfloch, da, wo vorher das Parteiabzeichen geblitzt hatte? Ich begann Seume zu lesen, die deutschen Jakobiner, Büchner, Georg Weerth, deutsche Geschichte, die das Licht der Öffentlichkeit nicht zu scheuen brauchte und bei jenen nach wie vor nicht vorkam.

Trotzdem, die Regie im Stammhirn ist geblieben: Denn innerlich warm wird mir heute beim »Koburger Marsch« in Syberbergs Hitler-Film zumindest genauso sehr wie bei der Szene in »Holocaust«, wo die Tschechin Helena den metallenen Stern am Hals der Partisanin erkennt und »Shalom« sagt. Und das nicht nur, weil der »Koburger Marsch« von Haydns genialem Bruder Michael ist... Geht es also doch um den »Hitler in uns allen«, den Syberberg meinen möchte, den frühkindlich installierten, ebenso wie den »ewigen«, was immer das sei? Ja. Auch. Aber genügt es dann, die Scheiße nur zu verquirlen, die in einem steckt?

Der Faschismus als Sündenfall der deutschen Seele, der menschlichen schlechthin. Als kulturelle und ästhetische Verwirrung, als »geistige Strömung«, die aus dem Niflheim des Unbewußten hervorgedampft ist und Macht über die Seelen gewann: selten hat mich ein Film so deprimiert wie der von Syberberg.

Trauer über die große Bild-Phantasie, die hier für ein Nichts an Erkenntnis aufgeboten wurde. Trauer über jeden sinnlos verdrehten Meter Celluloid. Tatsächlich hat dieser Film etwas von der Sinnlosigkeit der riesigen Totenburgen, die von Nazi-Architekten für den Fall des Endsiegs überall in Europa errichtet werden sollten: Er bleibt auf dem Papier, auf der Leinwand; er rührt nicht an die Seele, auf die er aus ist. Und daß er an den Verstand nicht rührt, kann man nur hoffen. Denn Syberbergs Hitler-Film ist das Dokument eines falschen Bewußtseins, das sich in den Reichsparteitags-Dimensionen eines konventionellen Groß-Künstlertums à la Wagner ergeht, 30 Jahre, nachdem sich sogar Arno Breker auf die Kleinplastik zurückbesonnen hatte. Die narzistische Überbau-Olympiade eines politischen Nowhere-man aus dem ländlichen Mittelstand, für den Sozialismus und Kapitalismus so »egal« sind wie für Hitler: »Plutokraten und Bolschewisten«.

»Was will dieser Mann mit diesem Film?« fragte mich nach dreieinhalb Stunden ein Freund in der Pause; »beweisen, daß es auch anständige Nazis geben kann, zum Beispiel Syberberg, Nazis, die ständig mit dem Bösen in sich selbst ringen, das ja, wie Brecht spottet, bekanntlich von der Schlechtigkeit kommt?« Ich mag in meinem Urteil nicht so Weit gehen. Aber dieser Film ist vom Gegenstand seiner Kritik selbst so fasziniert, daß alle Kritik darin stumpf wird

Ich hatte es nicht wahrhaben wollen, aber nach »Holocaust« wußte ich es mir eingestehen: Für die Mehrheit der Westdeutschen sind selbst 33 Jahre nach der »re-education« die USA immer noch als Blindenstock gut. »Holocaust« (Syberberg selbst spricht von »Shylock-Ranch«) ausspielen gegen das Überbau-Gegründel des »größten Regisseurs aller Zeiten« mag ich nicht. Zwischen beiden Unzumutbarkeiten klafft die Lücke, wo politische Kultur hier denkbar wäre, aber wenn überhaupt, nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfindet. Denn die plötzlich ausgebrochene Diskussion über die Vergangenheit war erkauft mit dem absoluten Schweigen über die Gegenwart, unbekümmert um den »Gegenwartsbezug«, nach dem immer wieder gefragt wurde. Kein Wort, nicht einmal von den redlichsten Männern, zur massenhaften Vernichtung durch Hunger, Unterernährung und Folter im Namen und im Interesse der »Freien Wirtschaft«, der »Freien Welt«. Margarete Mitscherlich, als sie vom Schaft sprechen wollte, wurde das Wort abgeschnitten...

Trotzdem, daß eine ganze Generation, die der Täter und Mitläufer nämlich, binnen weniger Tage aus dem Spiel gefallen ist und nun für die meisten der Jungen schon in der Ecke sitzt, wo die ganz Alten vom Kaiser brabbeln: das ist »Holocaust« zu verdanken. Was wir dagegen Syberberg zu verdanken haben, weiß ich nicht zu sagen.

Konkret 03/79, S. 36

Michael Schneider

Wirtschaftswunder Auschwitz

Offener Brief an die Teilnehmer der »Holocaust«-Fernseh-Diskussion

Sehr geehrte Damen und Herren!

Zwar hat Ihre insgesamt achtstündige Diskussion, zur Erhellung vieler Detail-Fragen beigetragen, die der Film aufgeworfen hat. Und doch sind Sie, Kapazitäten auf dem Gebiete der Faschismus- und Antisemitismus-Forschung, den über 20 Millionen Fernsehzuschauern, die sich zuletzt in die Diskussion eingeschaltet haben, die Antwort auf die immer wieder gestellte Frage nach den *Ursachen* des beispiellosen Judenpogroms im Dritten Reich schuldig geblieben.

Bitte sägen Sie nicht - wie es *in* einigen Redebeiträgen anklang - die Verbrechen der Nazis an den Juden seien so unvorstellbar, so monströs und barbarisch gewesen, daß es dafür -außer dem »abgrundtiefen Zynismus und Sadismus« ihrer Führer und Schergen - letztlich keine Erklärung gäbe; auch das Barbarische fällt nicht einfach vom Himmel und das Monströse hat Ursachen! Um diese herauszufinden, braucht man nicht erst in die »Abgründe der menschlichen Seele« hinabzutauchen; liegen die Ursachen doch näher, als gemeinhin angenommen wird; ja, eigentlich so »nahe«, daß ich mich ernsthaft frage, wie ihr wissenschaftlicher Tiefblick sie bloß übersehen konnte. Hat vielleicht auch die Wissenschaft hierzulande Teil an der nationalen Verdrängung, zwar nicht der Nazi-Verbrechen als solcher, so doch ihres *gesellschaftlichen* Ursachen-Zusammenhangs?

Wenn man, wie Sie, die Geschichte der Judenverfolgung in Deutschland losgelöst von der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Weimarer Republik und des Dritten Reiches betrachtet, dann muß man - ob man *will* oder nicht - am Ende beim »deutschen Nationalcharakter« (der »Autoritätshörigkeit« der Deutschen, ihrer »mangelnden Zivilcourage«) seine Zuflucht nehmen. Meiner Meinung nach ist die von Ihnen (und vielen Anrufern) immer wieder gestellte Frage, warum die Deutschen so wenig Zivilcourage gehabt und gegen den Rassen-Terror der Nazis - von individuellen Ausnähmen abgesehen - nichts unternommen haben, falsch gestellt! Die trage muß vielmehr lauten: Wozu hat Nazi-Deutschland seine Juden *gebraucht?* Worin bestand die Funktion dieses kollektiven Verfolgungswahns? Was war der *Sinn* dieser nationalen Paranoia?

Im Grunde gibt es keinen besseren Kommentar zum faschistischen Rassen-Komplex als Hitlers »Mein Kampf«. Hitler hat die Juden nämlich nicht nur für die politischen Krisen der Weimarer Republik, sondern für *alle Sünden* und *Krisen des* Monopol-Kapitalismus verantwortlich gemacht. Der Jude war - nach Hitler - der »Strippenzieher der Inflation«; dem »jüdischen Finanzkapital« gab er die Schuld am Währungsverfall, an den steigenden Preisen, an der Arbeitslosigkeit und am Ruin des Mittelstandes; obwohl doch in Wirklichkeit die Krisenanfälligkeit des monopol-kapitalistisehen Systems, die deutschen Konzernherren und ihre säbelrasselnden Vertreter in der »Harzburgen Front« für all diese Krisen und Mißstände verantwortlich waren. Nicht »jüdische Habgier« ruinierte den deutschen Mittelstand, sondern die großen Warenhäuser und Konzerne, mit denen die kleinen Läden und Handwerksbetriebe nicht mehr konkurrieren konnten; bis sie von den Großen schließlich »geschluckt« wurden. Die NS-Propaganda machte die schwer zu durchschauenden Bewegungsgesetze des Kapitalismus in der Krise für den » kleinen Mann« mit einem Male durchschaubar, indem diese *personalisiert und* auf den Juden *projiziert* wurden.

Funktionieren konnte diese massenhafte Projektion nur, weil erstens der christliche Antisemitismus in Deutschland (wie überall in Europa) Tradition hatte; zweitens weil tatsächlich auch eine Minderheit von Juden zur besitzenden und ausbeutenden Oberschicht in Deutschland gehörte. Das » jüdische Finanzkapital« war keine Erfindung Hitlers; und natürlich partizipierten die jüdischen Finanzleute, Börsianer und Bankiers nicht weniger am allgemeinen Zins- und Spekulationsgeschäft als ihre »arischen« Geschäftskollegen. Der wahrhaft teuflische Trick der NS-Propaganda bestand eben darin, diese kleine jüdische Fraktion des Finanzkapitals mit *»dem jüdischen* Finanzkapital« und dieses mit *dem* Kapital schlechthin zu identifizieren. Auf diese Weise wurden die unbegriffenen, antikapitalistischen Haßgefühle des durch die großen Trusts und Konzerne enteigneten und ruinierten Mittelstandes auf den » Geldjuden« *umgepolt,* obwohl die Mehrheit der Juden von Inflation, Arbeitslosigkeit und ökonomischem Ruin ebenso betroffen -waren wie ihre » arischen « Nachbarn.

Die NSDAP, die von Teilen der Großindustrie, vor allem der Schwer- und Rüstungsindustrie, schon ab 1931 durch millionenschwere »Wahlgeschenke« unterstützt wurde, identifizierte den Juden aber nicht nur mit dem »Kapitalisten«, sondern auch mit dem »Bolschewisten«. Die »jüdisch-bolschewistische Weltverschwörung« war eine stehende Formel der Hitler'schen Terminologie. Diese wahnhafte Gleichsetzung von Kapitalismus und Bolschewismus kannte wiederum nur funktionieren, weil der Bolschewismus in seiner konkreten historischen, d.h. stalinistisch entarteten Erscheinungsform tatsächlich Züge eines neuen Zwangs- und Ausbeutungs-Systems erhalten hatte.

Im Zerrbild des Juden verfolgte der ruinierte und rachsüchtige deutsche Kleinbürger und Arbeitslose sowohl seine vermeintlichen kapitalistischen Ausbeuter von heute als auch seine vermeintlichen bolschewistischen Expropriateure von morgen; während seine vagen sozialistischen Sehnsüchte von der scheinsozialistischen Rhetorik der NSDAP (Hitlers Polemik gegen die großen Warenhäuser der Ideologie der »Volksgemeinschaft«, »Brechung der Zinsknechtschaft« gebunden wurden. Erst diese ebenso **wahnhafte wie raffinierte Doppel-Identifizierung: Jude = Kapitalist = Bolschewist** verlieh dem faschistischen Antisemitismus seine ungeheure **Virulenz**; der traditionelle christliche Antisemitismus erhielt gleichsam eine *doppelte Verstärkung,* indem er mit den unbegriffenen antikapitalistischen Haßgefühlen und *zugleich* mit der antikommunistischen Vorurteilsstruktur verknüpft und so zum fiktiven Treffpunkt der beiden mächtigsten antagonistischen Gefühls- und Ideologieströme dieser Zeit wurde.

Nutznießer dieser wahnhaften antisemitischen Massenprojektion aber waren nicht nur die Nazi-Führer, sondern vor allem das hinter ihnen stehende Groß- und Rüstungskapital. Die deutschen Monopolherren, insbesondere die Zechenkönige und Grubenbarone von Rhein und Ruhr, mußten in der Tat befürchten, daß nach einem immerhin möglichen Wahlsieg der (leider zerstrittenen) Linksparteien SPD und KPD, die sozialistische Umgestaltung der Wirtschaft auf der Tagesordnung stand. Die Nazi-Bewegung erschien ihnen schließlich als die einzige politische Kraft, die die Gefahr einer sozialistischen Transformation der Gesellschaft noch abwenden konnte; zumal Hitlers Rezept, die wirklichen sozialen Gegensätze durch die künstlich aufgebauschten rassischen Gegensätze zu *verdrängen,* sich schon vor dem 30. Januar 33 als sehr wirksam erwiesen hatte.

Für die deutschen Monopolherren war daher der faschistische Antisemitismus ein willkommenes Instrument im »Klassenkampf von oben«, auch wenn einzelne der Banker und Magnaten »persönlich gar nichts gegen die Juden hatten«. Doch hatten sie ein *objektives* Interesse an Hitlers Rassenpolitik, weil die Juden und die kleinen jüdischen Geschäftsleute nun an *ihrer Statt* zur Zielscheibe umgebogener antikapitalistischer Aggressionen wurden. Zum Lohn für diesen unfreiwilligen Dienst, den die Juden ihnen erwiesen hatten, verleibte sie sich nach der »Reichskristallnacht« den größten Teil des jüdischen immobilen Vermögens ihrem Privatbesitz ein.

Die »Arisierung« jüdischer Geschäfte und Firmen aber war nur die innerdeutsche Generalprobe für die nach Kriegsausbruch systematische Plünderung und Beschlagnahmung ausländischer Fabriken, Werke, Banken, Gruben usw. in den besetzten Ländern und Gebieten, nachdem deren Völkerschaften ebenfalls zu »minderwertigen Rassen« erklärt worden waren (selbst wenn sie »arischen« Ursprungs waren). Die faschistische Rassenpolitik hatte für die deutschen Monopolherren also eine doppelte Funktion: Erstens als *politisches* Ablenkungsmanöver und *Ventil* für die verstörten und aggressionsgeladenen Kleinbürger und Arbeitslosen im eigenen Land; zweitens als *ideologische Rechtfertigung* für die koloniale Ausplünderung und Unterjochung der Völker Europas und des Ostens.

Aber kommen wir noch einmal zurück auf den »kleinen Mann«, den antisemitischen Durchschnitts-Deutschen. Sein Haß auf die Juden nahm in dem Maße zu, wie das Regime nach der Liquidierung des »linken« (Strasser) Flügels der NSDAP und der SA (Röhmputsch) seine vagen sozialistischen Sehnsüchte enttäuschte. Zwar hatte die NS-Diktatur durch eine forcierte Aufrüstung und durch staatliche Arbeitsbeschaffungs-Programme einen Teil der sechs Millionen Arbeitslosen von der Straße geschafft und eine neue Hochkonjunktur, ein »braunes Wirtschaftswunder« eingeleitet; dennoch blieben die Löhne und Gehälter auf dem Niveau von 1929 stehen -, die Steuern und die Arbeitsnormen wurden drastisch erhöht, die Sozialleistungen abgebaut, der Acht-Stundentag abgeschafft und eine drakonische Arbeitsgesetzgebung eingeführt.

Jetzt hieß es »Kanonen statt Butter« und die deutschen »Volksgenossen« mußten für die Flick, Krupp, Thyssen, Klöckner, Röchling, AEG, Siemens, Mannesmann nicht nur schuften wie die Kulis; sie mußten auch ihren Konsum immer mehr einschränken, während ihre »Führer« in ihren Luxus-Villen am Berliner Wannsee und am Starnberger See ein Leben führten wie die Paladine. Im Jahre 1938, dem Jahr der »Reichskristallnacht«, stand bereits die gesamte deutsche Wirtschaft unter dem Diktat der Kriegswirtschaft, die weitgehend mit den Groschen des »kleinen Mannes« bezahlt wurde. Erst jetzt wurde der Jude zum »Prügelknaben der Nation«, an dem der deutsche »Volksgenosse« seine jahrelangen Konsum- und Triebverzichte und seine sozialen Enttäuschungen abreagieren konnte.

In den Kriegsjahren schließlich wurde das soziale Elend noch drückender: Rationierung der Lebensmittel und des Brennmaterials, Hunger, Kälte, pausenloser Arbeitseinsatz, militärischer Drill, Bombenangriffe, Evakuierung. Die jüngere Generation neigt im allgemeinen dazu, die Leiden des deutschen Volkes während des Krieges zu ignorieren oder zu bagatellisieren im Hinblick auf die noch größeren Leiden, die dieses anderen Völkern zugefügt hat. Damit aber verstellt man der Analyse der in den Kriegsjahren wiederum sprunghaft ansteigenden Judenpogrome den Blick. Mehr denn je *brauchte* der ausgepowerte, hungernde, geknechtete, enttäuschte und oftmals ausgebombte »Volksgenosse« jetzt »seinen« Juden, um nicht am »Führer« und der Partei irre zu werden. Je größer und unerträglicher der *Widerspruch* zwischen seiner *sozialen Realität* und der nationalsozialistischen *Mythenbildung* wurde, umso fanatischer mußte er diesen Widerspruch unterdrücken und an der »niederen Rasse« demonstrieren, daß er in all dem Dreck und Elend *trotzdem* zur »auserwählten«, zur »Herrenrasse« gehörte.

Ich räume freilich ein, daß mit dieser - hier kurz skizzierten -sozialpolitischen und sozialpsychologischen Analyse nicht alle Aspekte des faschistischen Antisemitismus erklärt werden können. Vor Auschwitz und Treblinka, vor der Realität dieser millionenfachen anonymen Massen-Morde, wirkt jeder wissenschaftliche Erklärungsversuch unwirklich, platt. Und dennoch sollten wir - bei allem Grauen, das die Namen und Bilder von Auschwitz und Treblinka in uns auslösen - nicht vergessen, daß diese »Todesfabriken« mit einer ähnlichen Organisations- und Kommandostruktur ausgestattet waren und auf ihre Art genauso »rationell« und »profitabel« *gewirtschaftet* haben wie die »normalen« kapitalistischen Großbetriebe des Dritten Reichs, die aus den KZs mehrere Millionen Arbeitskräfte rekrutiert haben. Krupp, Flick und die IG-Farben, die später im Nürnberger Prozeß wegen der Beschäftigung von Zwangsarbeitern angeklagt wurden, waren nur die Spitze des »braunen« Eisbergs: In Wirklichkeit hat sich die gesamte deutsche Kriegs- und Rüstungsindustrie in jenen Jahren mit Sklavenarbeitern - Juden, politischen Häftlingen, Kriegsgefangenen - eingedeckt, um diese nach ihrer Auspowerung wieder den KZ's zu überstellen.

Auch davon ließen Sie, verehrte Damen und Herren, bei der Diskussion um Holocaust kein Sterbenswörtchen verlauten. Warum nicht? Über das Versagen der Kirche haben Sie viel diskutiert. Aber was war denn mit der deutschen Unternehmerschaft? Auf den Segen der Kirche hätte Hitler notfalls noch verzichten können, obwohl die deutschen Bischöfe und Kardinäle beim Konkordat von 1933 mit Segenswünschen nicht gespart haben. Aber ohne die aktive ideologische und ökonomische Unterstützung des »Reichsverbandes der deutschen Industrie« und der deutschen Konzernherren, die mit der Aufrüstung und dem »totalen Krieg« das bombigste Geschäft dieses Jahrhunderts machten, wäre das Dritte Reich gleich einem Kartenhaus in sich zusammenfallen. Ist dieses Thema auch für Sie immer noch tabu? Etwa weil die betreffenden Konzerne und Konzern-Herren heute noch *immer* am Drücker sind?

Himmlers Freunde

In allen Fernsehdiskussionen über die »Endlösung« fiel darüber kein Wort: Daß Heinrich Himmler viele Freunde hatte, ja daß 36 von ihnen sich sogar zu einem »Freundeskreis des Reichsführers SS« zusammengeschlossen hatten. Die Herren halfen sich gegenseitig bei der Verwertung jüdischer Arbeitskräfte - bis zur »Endlösung«. Hier einige Freunde und Firmen:

Dr. Rudolf Bingel, Generaldirektor der Siemens-Schuckert-Werke; **Gottfried Graf von Bismarck**, Regierungspräsident; **Carl Blessing**, nach 1945 Präsident der Deutschen Bundesbank; Dr. **Heinrich Bütefisch,** Vorstandsmitglied der IG Farben (nach 1945 aufgeteilt in BASF, Hoechst, Bayer); **Dr. Friedrich Flick**, nach 1945 Großaktionär von Daimler-Benz; Dr. **Karl Ritter von Halt,** Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, nach 1945 Präsident des Deutschen Sportbundes; **Ewald Hecker**, Präsident der Industrie und Handelskammer, Hannover; **Emil Helfferich,** Aufsichtsratsvorsitzender der Hamburg-AmerikaLinie; **Otto Heuer,** Generaldirektor der Portland-Cement-Werke; Dr. **Richard Kaselowsky,** Inhaber der Firma Dr. August Oetker; **Wilhelm Kleinmann**, Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn; **Karl Lindemann**, Aufsichtsratsvorsitzender des Norddeutschen Lloyd,- **Prof. Dr. Dr. Emil Meyer**, Vorstandsmitglied der Dresdner Bank; **Dr. Alfred Olscher**, Vorstandsmitglied der Vereinigten Industrieunternehmen AG; Dr. **Karl Rasche,** Vorstandsmitglied des Dresdner Bank; **Friedrich Reinhart**, Aufsichtsratsvorsitzender der Commerzbank; **Hellmuth Röhnert,** Vorstandsmitglied der Rheinmetall-Borsig; **August Rostberg**, Generaldirektor der Wintershall AG; Dr. **Heinrich Schmidt,** Aufsrichtsratsvorsitzender der Wintershall AG; Dr. **Kurt Schmitt,** Vorstandsvorsitzender der Münchner Rückversicherungs-Gesellschaft; **Otto Steinbrinck**, Aufsichtsrat der Mitteldeutschen Stahlwerke; **Hermann Waldhecker**, Reichsbahndirektorium; **Hans Walz**, Geschäftsführer der Robert Bosch GmbH

Konkret 03/79, S. 38

Erich Fried

Das Exil fängt jetzt erst an?

Verbrannte Bücher I
Über den Geist der Bücherverbrennung - heute

Beim »Bremer Literaturgespräch« über die Ausbürgerung der deutschen Literatur durch den Nationalsozialismus wurde gefordert, eine neue demokratische Öffentlichkeit zu schaffen und die fortschrittliche Exilliteratur einzubürgern. So etwas ist schwer für einen spätbürgerlichen Staat mit nicht besonders guter demokratischer Tradition. Ich wäre schon froh, wenn man zwar auf Einbürgerung und Integration verzichten wollte, wenn es aber dafür wenigstens keine neuen Ausbürgerungstendenzen, keine Boykottendenzen in Massenmedien und keine Feldzüge gegen Schriftsteller gäbe.

Zu diesen Ausbürgerungstendenzen gehörte voriges Jahr auch die Entfernung von Wolf Biermann, Hubert Fichte, Günter Wallraff und mir aus Schulbüchern in Bayern. Hierzu gehört auch Ministerpräsident Stoltenbergs Kündigung des NDR-Staatsvertrages, die er unter anderem damit begründet hat, daß der NDR mir erlaubte, einen Band namens *»Weißbuch zur Rettung der Sprache«* negativ zu rezensieren.

In diesem Weißbuch fordert Karl Götz, Träger des volksdeutschen Volkstumspreises (den er sicher verdient hat) dazu auf, Ernst Bloch und Heinrich Böll nicht mehr so häufig zu Worte kommen zu lassen, dafür aber mehr »echte heimische Volks- und Lesebucherzähler«. Vor allem aber ist Götz dagegen, daß in einem Lesebuch für Kinder seiner Heimat *»Namen vorkommen, die in diesem Lande kaum jemand einmal gehört hat. Nicht nur die von Johannes Bobrowski aus Tilsit, Franz Kafka aus Prag, Stanislaus Jerzy aus Lemberg* (er meint Stanislav Jerzylec) *Federico Garcia Lorca, Kai Mumk, Jaques Prevert, Tadeusz Rozewics* (auch den schreibt er falsch) *und andere«.* -

Ich erlaubte mir, dieses *Weißbuch* ein erbärmliches Machwerk zu nennen. Dafür zogen Hubertus Prinz zu Löwenstein und Dr. Stoltenberg gegen mich zu Felde. Solche Feldzüge gegen Schriftsteller, ebenso wie die Angriffe des Bremer CDU-Fraktionsvorsitzenden Bernd Neumann gegen eine Lehrerin und gegen mich und mein Gedicht »Die Anfrage« - sind im Grunde die eigentliche Fortsetzung des Geistes der Bücherverbrennung. Kein reiner Zufall, daß Neumann sagte, Texte wie meine möchte er lieber verbrannt sehen, und auch wenn er das einschränkt und mich nur im Papierkorb sehen will: auch das wäre die Endlösung für ein Buch und für einen Dichter.

Bernd Neumann blieb, obwohl er sich in Bremen nicht durchsetzte, nicht ohne Nachahmer. Erst kürzlich wurde in Berlin der Vertrieb der Schülerzeitung »Pont Neuf« wegen dieses selben Gedichtes, »Die Anfrage«, verboten. Die für die Schule zuständige Schulrätin erklärte, das Gedicht stelle »eine Provokation« dar und gefährde deshalb »den Unterrichts- und Erziehungsauftrag der Schule in schwerwiegendem Maße«. Schulsenator Rasch bestätigte dieses Verbot. Ich frage: Wer verteidigt nicht nur mich, sondern vor allem die Schüler gegen dies unsinnige Dunkelmänner- oder Dunkelweibertum?

Bernd Neumann hat bei seinem Feldzug gegen mich auch den Schriftsteller Peter Paul Zahl ebenso hemmungslos wie nachweislich sachlich falsch verleumdet. An der Universität Münster wurde jetzt dem Studienrat Dr. Jörg Scheibe die Verlängerung seines Lehrauftrages verweigert. Angeblich konnte ihm ein Seminar über Peter-Paul Zahl »aus pädagogischen und propädeutischen Gründen nicht bewilligt« werden. Scheibe bezeichnet dies als Verbot einer Lehrveranstaltung, und schon hatte man einen weiteren Grund für eben dieses Verbot: nämlich den, daß Dr. Scheibe gelogen habe, denn das Verbot sei gar keins.

Derlei Fälle sind Metastasen des Geistes der Bücherverbrennung. Die Bücherverbrennung selbst war ein Höhepunkt der Literaturmanipulation, der Literaturfeindlichkeit und des Antiintellektualismus.

Ich glaube, in jedem Versuch einer Manipulation und Unterdrückung schreibender Menschen lebt ein Funke jener Flammen fort, deren Schein damals die Dunkelheit besser sichtbar gemacht hat. Auch die antiintellektuellen Haltungen mancher Linker sind davon *nicht auszunehmen*. Zu antiintellektuellen Haltungen gehört aber auch die sogenannte Toleranz gegenüber Intellektuellen, »Toleranz« ist immer peinlich, immer auf Abruf. Was wir brauchen, ist nicht Toleranz, sondern die Erkenntnis, daß Künstler und Schriftsteller und Intellektuelle kein Luxusartikel sind: sie sind lebensnotwendig. Auch dann, wenn sie sich *nicht* anbiedern, auch dann, wenn sie sich an keine Realismusvorschriften halten.

Vor einigen Jahren sagte Hans Hennecke von der Darmstädter Akademie zu mir, ich könnte durchaus auch einmal den Büchner-Preis bekommen. Dann dürfte ich allerdings zuvor ein, zwei Jahre lang nichts veröffentlichen, was zu sehr aneckt.

»Das Exil fängt eigentlich jetzt erst an«, sagte nach Kriegsende Oskar Maria Graf, der sich - leider erfolgreich - bei den Nazis beschwerte, daß sie bei der Bücherverbrennung seine Werke vergessen hatten. »Das Exil fängt eigentlich jetzt erst an« - man wird sich bemühen müssen, zu verhindern, daß Graf recht behält.

Konkret 03/79, S. 38

Fritz Sänger

Linksaußen abgestellt

Verbrannte Bücher II
Fritz Sänger, Antifaschist, langjähriger dpa-Chefredakteur und SPD-Bundestagsabgeordneter, stellt Theodor Plieviers Buch »Der Kaiser ging, die Generäle blieben« vor

Eine Ohrfeige lenkte entscheidend das Schicksal eines Mannes, dessen Bücher später Millionen-Auflagen erhielten, nicht in Deutschland, natürlich, aber in den 36 Sprachen, in die sie aus der deutschen übersetzt wurden, weil die Menschen sie lesen wollten.

Theodor Plievier, dem das geschah, hatte als Siebzehnjähriger eine Erzählung »Proletariers Ende« geschrieben und in einer anarchistischen Zeitschrift veröffentlicht. Sein Vater, der aus dem Jungen einen Handwerker machen wollte, wie er selbst es war, langte zu.

Was in dieser noch unausgereiften Erstveröffentlichung beschwörend erkennbar wurde, blieb für Leben und Werk dieses Mannes bestimmend: Ein fieberndes, fast religiöses Engagement für die, die im Schatten leben, gegen die, die mächtig, aber nicht hilfreich sind.

Die Ohrfeige vertrieb ihn aus dem Elternhaus. Er jagte durch eine turbulente Welt, sah Armut, Unrecht, Unterdrückung, Machtmißbrauch, Krieg. Er begriff, daß man darüber nicht schweigen darf, daß man mitteilen, berichten und selbst etwas tun muß. Abkehr, Protest und: »Die Revolte gegen das Bestehende, die Hingabe und Opfer und vielleicht sogar das Opfer des Lebens fordert, wurde mir zum Lehrmeister.« Plievier schrieb dies 1953 in seiner politischen Biographie. Er, der 1892 in Berlin geboren war, starb 1955 in Avegno in der Schweiz.

Sieben Jahre war er nach der Flucht aus dem Elternhaus unterwegs, auf Landstraßen, auf der See, in den Urwäldern Südamerikas. Auf dem deutschen Hilfskreuzer »Wolf« machte er 444 Tage hintereinander auf allen Ozeanen Aktionen im Seekrieg mit. Nach dem Kriege schrieb er seine Erlebnisse und Erfahrungen auf, sein Wissen und seine Folgerungen fügte er hinzu, wie er sie in erlebter Wirklichkeit gesammelt hatte. Er hielt in der jungen Republik Reden und schrieb Flugblätter. Er wurde »politischer Aktivist« und »lebte im dämmernden Morgen einer kommenden neuen Zeit«. Der »Getretene schreit.« Plievier schrie aus dem Glauben daran, daß Menschen nicht nur zu Krieg und Vernichtung, sondern auch zu guten Taten fähig seien. Aber: »Hat sich der Mensch nicht innerlich verwandelt, so wird er auch die Erde nicht wandeln können« (Plievier, 1923).

Die geistige Position des Schriftstellers Plievier formte sich aus Schriften Tolstois, Nietzsches, Bakunins, Gorkis und anderen, stets aber im Widerstreit mit den Erfahrungen seines Lebens und mit dem kritischen Zweifel an Phrasen und Thesen.

Deshalb schrieb Plievier so, daß er in Deutschland nach linksaußen abgestellt wurde. Als die Nazis kamen, wurden seine Bücher verbrannt und er selbst, weil er nicht mehr zu greifen war, wenigstens verbannt, ausgebürgert. Er lebte bis 1945 in Moskau. Dort schrieb er den Roman »Stalingrad«, der nach dem zweiten Weltkrieg dann auch in der Bundesrepublik Verbreitung fand. Seine vor dem zweiten Weltkrieg verfaßten Bücher schienen vergessen.

Eines von ihnen kann nun wieder gelesen werden. Es wäre ein Irrtum zu meinen, die, die es damals gelesen oder auch nur angelesen haben, hätten es je vergessen. Dazu war und ist es zu drängend, zu packend geschrieben: »Der Kaiser ging, die Generäle blieben«. Das hieß und heißt (und kann heute auch übertragen werden): Der Exponent verließ sein Volk und das Unheil, das er angerichtet hatte. Die aber, die dafür vor allem verantwortlich waren, blieben im Lande und begannen von vorn, was mit dem Kaiser nicht gelungen war, nun mit einem Obergefreiten.

»Des Kaisers Kulis« war als Roman und Bericht über Plieviers Seekriegserlebnisse vorangegangen. Drei weitere Berichte sollten folgen, ließ er 1932 wissen. Er wollte nach »Der Kaiser ging...« die ersten Jahre der Weimarer Republik darstellen, dann über den Kapp-Putsch, den ersten Versuch der Restauration der Konservativen, berichten und: *»Der fünfte Band, der in die gegenwärtige politische Situation ausmündet, unter der die alten Mächte, die in systematischer Zusammenarbeit mit den von links bis rechts wechselnden Regierungen wieder erstarkten und heute oder spätestens morgen sich wieder in vollem Besitz der Staatsmacht befinden, würde den Kreis dieses Abschnittes deutscher Geschichte schließen. «*

So plante Plievier. Dann fielen die Nazis über Deutschland her und zerstörten die »Union der festen Hand« (Erik Peger), das Rechtskartell der Mächtigen in Wirtschaft und Politik. Am Ende wurden die Nazis zwar vertrieben, aber nicht vernichtet. Sie und die Hoffnungen und Planungen der Menschen, die »das Opfer des Lebens« für Freiheit und Recht nicht scheuen, sind geblieben. Das Ringen geht weiter. Es ist gut, daß man lesen kann, welche Erfahrungen andere dazu beisteuern können. Das Buch ist voll praller Aktualität.

War Plievier »nur ein Literat«? Er war ein Mensch, der bei allem Drang zur politischen Freiheit und persönlichen Unabhängigkeit einen Kampf gegen Obrigkeit und Macht geführt hat, der sein Leben nicht vertrödelte, sich nicht bei Demonstration und Protest aufhielt. Er lebte und erlebte, er sah, bedachte, wertete und handelte, auf seine Art, nach seinem Gewissen.

Man lese seine Bücher, dieses und die anderen, die vorliegen und hoffentlich noch folgen werden. Plievier ist ein großer Erzähler, der dieses Leben ohne Lüge, ohne Glanz und Gloria aus tiefem Ernst und in Verantwortung darstellte.

Konkret 03/79, S. 40

Bernt Engelmann

Deutschland. Zwei Wintermärchen I Schufterle lebt immer noch

Über die beiden » Wintermärchen«: Heine 1844 und Biermann 1964

DEUTSCHLAND. Ein Wintermärchen«, so hat Wolf Biermann seinen interzonalen Reisebericht aus dem Jahre 1964 genannt. Unter derselben Überschrift veröffentlichte schon Heinrich Heine einen poetischen Bericht über seine Reise nach Hamburg im Winter 1843/44. Er hat darin mit beißendem Witz die Schwächen der Bewohner seiner deutschen Heimat gegeißelt - nicht aus bloßer Spottlust, sondern vornehmlich aus Liebe. »Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland ebensosehr wie ihr«, heißt es in Heines Vorwort zum »Wintermärchen«. »Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen ebendieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine schiefmäulige Duldergrimasse zu schneiden.«

Heine war nicht allein der deutschen Reaktion verhaßt. Der Dichter, der - wie Biermann - aus dem vergleichsweise fortschrittlichen Nachbarstaat auf kurzen Besuch in seine ebenso reiche wie rückständige Heimat gekommen war, hatte noch andere Gegner. Er war auch allen jenen Pseudo-Demokraten ein Greuel, die die Ideale der Großen Revolution längst ins Museum verbannt hatten und des Dichters völkerverbindenden Humanismus als kosmopolitischen Firlefanz abtaten. Wie heute Wolf Biermann, galt Heine den einen als jüdischer Linksintellektueller, seine Kritik als »zersetzend«: für die anderen aber war er der vom Feind verhätschelte Nonkonformist.

Doch Heinrich Heine hatte sich, wie er im Vorwort zu seinem »Wintermärchen« ausdrücklich vermerkte, »im Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieser heldenmütigen Lakaien in schwarzrotgoldener Livree«; er war sogar bereit, »der Dummheit Rede zu stehen, wenn sie nur ehrlich gemeint ist«. Dagegen wollte er nichts zu schaffen haben mit jenen, die er »gesinnungslose Wichte« nannte. Und er wußte, wovon er sprach: »Wahrhaftig, Schufterle ist nicht tot, er lebt noch immer und steht seit Jahren an der Spitze einer wohlorganisierten Bande von ... Strauchdieben, die ... in unserer Tagespresse ihr Wesen treiben.« Auch dazu ließen sich heute Parallelen finden, und Wolf Biermann könnte ein Lied davon singen.

Stattdessen träumt er sich in seinem »Wintermärchen« noch einmal zurück, zunächst ins Jahr 1964, als er, der damals noch nicht von seiner DDR-Wahlheimat mit dem Großen Bann belegte Dichter und Sänger, die Erlaubnis zu einer West-Reise erhielt - ein damals unerhörtes Privileg! Auf der Fahrt im Rentnerzug in die nahe und doch so weite Vaterstadt - und, wie Heine zu Muttern - überwältigen ihn nicht nur die damals gegenwärtigen Eindrücke, sondern auch die Erinnerungen.

Wolf Biermann kam 1936 in Hamburg zur Welt. Sein Vater, Maschinenschlosser auf der Deutschen Werft, Jude und Kommunist, wurde von den Nazis eingesperrt, abscheulich mißhandelt, schließlich 1942 in Auschwitz ermordet; seine Mutter, Maschinenstrickerin und ebenfalls Kommunistin, hatte schon im Oktober 1923 am Aufstand der Hamburger Arbeiter aktiv teilgenommen. Das Zentrum dieses von revolutionärer Ungeduld ausgelösten Aufstands, der sich gegen den Einmarsch der Reichswehr ins 'rote' Sachsen und Thüringen richtete, lag damals im Arbeitervorort Barmbek und dort führte ein jüngerer Funktionär der KPD, Ernst -genannt Teddy - Thälmann, das Kommando. Biermanns Mutter war als Teddys Kurier eingesetzt und erhielt zwischen Barmbek und Eimsbüttel das, was Amateursoldaten »die Feuertaufe« nennen. Aus dieser Zeit stammt die enge, mehr als freundschaftliche Verbindung zwischen der Familie Biermann und dem -teils glücklich vergessenen, teils zur Legendengestalt verklärten - späteren Führer der deutschen Kommunisten, der als Kandidat für das Amt des Reichspräsidenten mehr als S Millionen Stimmen erhielt und nach Hitlers 'Machtergreifung` vom März 1933 bis zum August 1944 von den Nazis ohne Gerichtsurteil gefangengehalten und dann ermordet wurde.

Wolf Biermanns Verhältnis zum kritiklos bewunderten »Onkel Teddy« seiner Jugend veränderte sich, nachdem er 1953 als knapp Siebzehnjähriger von West nach Ost, von Hamburg in die DDR emigriert war. Damals - »Die Tränen über Stalins Tod waren noch nicht trocken, das Blut vom 17. Juni war noch nicht geflossen«, so datiert Biermann selbst diesen Ortswechsel, der mehr einem Übergang von einer Welt in die andere glich - erkannte er, daß Teddy Thälmann einige entscheidende Fehler gemacht hatte. In einer dritten Phase lernte Wolf Biermann den ermordeten Kommunistenführer wieder mit liebevollen Augen sehen; das war, als er von Ostberliner Arbeitern den jede ihrer Regime-Kritiken begleitenden Ausspruch hörte: » Wenn das der Thälmann wußte...!« Da spürte er, daß das gewaltige Prestige des ermordeten »Onkels« vor allem darauf beruhte, daß dieser nie »ein Bonze« war.

Diesem Thälmann begegnet der Winterreisende des Jahres 1964 noch einmal, so wie er auch die anderen Märchen- und Sagengestalten seiner Kindheit in Hamburg wiederfindet und wie 120 Jahre zuvor Heinrich Heine seine »Hammoma, Hamburgs beschützende Göttin« wiederfand, desgleichen »die alte Frau, die am Dammtor wohnt«. Und wie einst Heine, so

singt auch Wolf Biermann ihnen (und uns) »ein neues Lied, ein besseres Lied«.

Konkret 03/79, S. 41

Hartmut Schulze

Wintermärchen II
Man klatscht

In Hamburg hat Biermann jetzt sein »Wintermärchen« zum ersten Mal vorgetragen. Hartmut Schulze hat sich die Aufführung angesehen

Ich wollte nicht ins Schauspielhaus gehen, zu Biermanns »Wintermärchen«. Ich hatte schon zu viel Lob darüber gehört, im Rundfunk, im Fernsehen; Lob, das sich rechtfertigen wollte mit immer derselben Trief-Zote über Hammomas Schenkel und Brüste. In geschliffenen Worten fand ich mein Vorurteil erhärtet. »Heinos linker Bruder«, »'sozialistische` Puppenstube« - endlich hat's ihm mal einer so richtig gegeben, und noch dazu der »Spiegel«, der den »Pendelschlag von Biermanns stehengebliebenen Uhren vor zwei Jahren noch mit vielen Interview-Seiten befördert hatte.

Ich hab mir, Biermann bat darum, sein »Wintermärchen« trotzdem angehört, viel Skepsis im Kopf, fast schon Häme. Der Kontakt zwischen ihm und der KONKRET-Redaktion war abgerissen, nachdem Hermann Gremliza über das »Tabu Biermann« geschrieben hatte. Selbstgerechtigkeit? -ein weiteres Vorurteil schien sich bestätigt zu haben.

Egal. Wolf Biermanns »Wintermärchen« muß gegen seine Kritiker verteidigt werden. Hat es überhaupt welche gegeben? Der unreflektierte Kahlschlag im »Spiegel« wollte wohl nicht mehr sein als ein Nasenstüber, ausgeteilt aus Gründen, die nichts mit Biermanns Text zu tun haben (es heißt, der Autor von »Heino statt Heine« sei derselbe, der grade ein Buch veröffentlicht hat, in dem er beschreibt, wie er Meinungen zu Papier bringt, die die »des Hauses« sind, für das er arbeitet, und nicht seine eigenen - Titel: »Der Doppelkopf«).

Und dann gab es noch die um eine positive Würdigung sehr bemühte Rezension von Mechthild Lange in der »Frankfurter Rundschau«. Sie glaubte das »Wintermärchen« mit dem Hinweis auf die hinreißende Rezitationskunst des Autors retten zu müssen. Daß Biermann ein einsames Show-Talent ist, wissen wir, seit er hier ist. Aber daß seine Arbeiten dieses Talents nicht unbedingt bedürfen, stimmt trotz Erika Pluhar. Sie brauchen solche FR-Rettungen nicht, wenn sie nur verstanden werden.

Und schon gar nicht brauchen sie Einschmeicheleien wie die des Germanisten Meier-Lenz, der über den schlimmsten Schwulst im »Wintermärchen«, die Hamburg-Schnulze »Hammoma! Hammoma! O öffne mir die Beine ...«, schreibt: »Welche Stadt ist wohl von einem gesamtdeutschen kommunistischen Lyriker ähnlich schön bedichtet worden?« Keine. Denn allzuviele gesamtdeutsche Lyriker, die nicht nur Städte bedichten, sondern auch noch Kommunisten sind, gibt's nicht. Zum Glück, wenn das das gewünschte Resultat ist. Nichts gegen die Wiedereroberung des Begriffs Heimat. Biermann will ihn sich von Hölderlin, Marx und Bloch zurückholen. Und trotzdem macht er es der getürkten Sachlichkeit des »Spiegel« so einfach, uns diesen Heimat-Begriff ins lächerliche zu ziehen und damit zu nehmen, bevor wir ihn haben:

Ein Liebesgarten für die Welt und
Fruchtbar ohnemaßen
Von Kränen dicht bewachsen, tief
durchfurcht von Wasserstraßen

Und weiter oben in der Stadt -
Was man noch sagen müßte -
Die Alster, lieblich zweigeteilt
In ungleich große Brüste

Die Lombards-Brücke zwischendurch:
Ein Busen, vielbefahren
Ach Schutzgöttin Hammonia
Wir sahn uns nicht seit Jahren!

Klar, das soll auch keck sein, will sich im ganzen Duktus anlehnen an Heine, der mit seinem »politisch-romantischen« »Wintermärchen« der »prosaisch-bombastischen Tendenzpoesie hoffentlich den Todesstoß geben« wollte. Heute trifft solch ein Todesstoß eine Leiche.

»Heine und die Folgen« - so ungerecht und ungerechtfertigt Karl Kraus' Angriffe auf Heinrich Heine sein mögen: was Biermanns Hammoma-Gesang als Heine-Folge angeht, hat Kraus recht (der »Spiegel« beweist es): »Das Talent flattert schwerpunktlos in die Welt und gibt dem Haß des Philisters gegen das Genie süße Nahrung.« Und dem Haß gegen Biermann selbst. Denn bei ihm flattert nur die hinterhältig oft zitierte Passage.

Was da insgesamt so leichtfüßig daherknittelt, bewältigt große Widersprüche, persönliche und politische, auf die im Rahmen eines 70-Seiten-Bändchens vielleicht einzig mögliche Art: einfach. Mit schlichtem Versmaß, plumpem Reim und dem Schutz der Ironie vor der Gefahr der Phrase.

Lest es und hört es euch an: Das »Wintermärchen« von Wolf Biermann ist ein schönes und kluges Gedicht. Auch mit Törichtem drin. Geschrieben von einem dialektischen Denker für ein Publikum, das dialektisch denken kann. Also nicht für das, das im Hamburger Schauspielhaus saß.

Biermann konnte sich dort nur schwer verständlich machen. Seine Zuhörer reagierten auf Wortwitz und Derbheiten, aber nicht auf seinen Hintersinn. Was sollen die mit Biermanns surrealen, grotesken und traurigen Paraphrase von Heines Barbarossa-Motiv anfangen, mit Teddy Thälmann in der Hamburger Kanalisation, wenn sie nichts von Thälmann wissen (dürfe»)?

Und wer kann hier sowas verstehen, sowas von Biermann ausgerechnet:

Genossen mit dem roten Stern

Soldaten, Offiziere

Ich liebe euch, die Menschen und

Sogar die höheren Tiere

Das Publikum klatscht. Biermann: »Ein Publikum, das nur noch klatscht/Macht jeden Redner dämlich«.

Das »Wintermärchen« wird hier und heute nicht verstanden. Trotzdem paßt es gerade jetzt in die politische Diskussion. Es paßt zu gut. Denn sein Thema ist Deutschland, -ein Modethema, mal wieder. Wolf Biermann weiß selbst, wie gefährlich diese Mode ist. Im Programmheft zur Hamburger Aufführung wiederholt er, was er den Verfassern des (»Spiegel«-) Manifests »der ersten organisierten Opposition in der DDR« auf ihre Forderung nach freien und geheimen Wahlen zu einer gesamtdeutschen Nationalversammlung geantwortet hatte: eine Warnung vor der »großen und der kleinen Bourgeoisie mit all ihren gutausgebauten Machtpositionen« in der BRD - und die bange Frage, ob sich bei solchen Wahlen die DDRBevölkerung wirklich »für die ganze Freiheit, die wir meinen« entscheiden würde »und nicht gerade für die kleine Freiheit der Ausbeuter?«.

Es ist ja ein *Wintermärchen: »Ganz* Deutschland wird ein rotes Land«. Und Biermann pfeift seine gedanken- und verantwortungslosen Apologeten, die nicht zwischen Traum und Realität unterscheiden wollen und können, zurück - dialektisch. Zum Beispiel den schon erwähnten Germanisten Meier-Lenz, der so glücklich über den Schluß des »Wintermärchens« ist, über den »Aufruf zur längst, fälligen Revolution« in der DDR, so der Germanist. Das letzte »Wintermärchen«-Wort, das hervorgehobene Wort »Aufruhr«, kam im November 76 schon ganz anderen Leuten gelegen, zur Rechtfertigung von Biermanns Ausbürgerung nämlich.

Anfang 1979 endet das »Wintermärchen« mit Biermanns Nachdichtung des jiddischen Bundes-Liedes: »Mag sein, daß ich irre ...«

Konkret 03/79, S. 42

Frieder Reinighaus, Wolf Biermann

Biermann & Heine

Frieder Reinighaus, Redakteur der Kulturzeitschrift »Spuren«, fragt Wolf Biermann nach »Wohlfeilen« Parallelen

Wolf Biermann beerbt Heinrich Heine. Doch in den 120 Jahren, die zwischen der Entstehung der beiden »Wintermärchen« liegen, hat sich die gesellschaftliche und politische Situation grundlegend geändert. Und dann ist auch die ästhetische Situation, die künstlerische Haltung der beiden Autoren sehr verschieden.

Biermann: Die ganze »wohlfeile Parallelität« meiner Westreise im Jahr 1964 zur Heineschen Wintermärchen-Situation hat mich animiert, auch ein »Wintermärchen« zu schreiben. Heine war ein radikaler Demokrat. Er befand sich auf der fortschrittlichsten Position, die zu seiner Zeit denkbar, überhaupt historisch möglich war. Der Zeitunterschied ist aber nicht der einzige. Ich komme z.B. - sozial gesehen - viel mehr von unten -ich hatte keinen Onkel Salomon.

Deine Sprache ist direkter; du verhältst dich unmittelbarer zur gesellschaftlichen Realität.

Biermann: Vielleicht. Aber das maß nicht gut für die Kunst sein. Was mir am Heine-Text gefällt, das ist dieser lässige, ironische, leichte Reisebericht-Ton. Er hat den Vorteil und den Reiz, daß man gewichtige und nichtige Dinge gleichgewichtig »transportieren« kann. Die menschheitsbetreffenden Dimensionen werden ebenso betrachtet wie die familiären, ganz privaten Zufälligkeiten. Das macht mein Vergnügen am Heineschen Ton aus.

Aber diese übernommene Form ist in meinem Wintermärchen kontrapunktiert durch Lieder und Balladen. Diese Methode lehnt sich an die Struktur an, in der heute das Werk von François Villon verbreitet wird - das »Große Testament« -, durchbrochen von Balladen und Rondeaus. Beim Schreiben habe ich mich dann um das historische Vorbild nicht mehr groß gekümmert, habe drauflosgeschrieben - sonst hätte ich es wohl gar nicht schaffen können. Sonst hätte mir der Riese so auf den Schultern gesessen, daß mir bald die Knie weich geworden wären.

Den Textdichter Biermann verbindet mit dem Dichter Heinrich Heine eine ganze Menge: beide sind keine Tendenzpoeten. Heines Satire steht vordem Hintergrund der Krise der liberalen Opposition in den Jahren des Vormärz, also in der 40er Jahren des 19. Jahrhunderts. Steht Biermanns Satire, gerade das » Wintermärchen«, nicht vor dem Hintergrund der Krise der sozialistischen Opposition in den 60er- und 70er Jahren dieses Jahrhunderts?

Biermann: Es gibt da Ähnlichkeiten. Damals wie heute kamen die linksradikalen Deutschen nur mit dem Kopf hoch, aber nicht mit dem Hintern. Der Mange? an revolutionärer Praxis verführt die verhinderten Weltveränderer dazu, Ersatz und Trost in der Kunst zu suchen. Tendenzpoesie, wie Heine sie haßte, wird gefordert von Leuten, die ihre nicht getanen Taten wenigstens im Gedicht vollbracht sehen möchten. Und geliefert wird solche Poesie der starken Pose von den schwächeren Talenten.

Die meisten der wenigen Linken hier in Westdeutschland sind ja neukonvertiert. Wenn ich diesen Leuten gegenüber etwas gegen die Tendenzpoesie sagen, dann wittern sie sofort Klassenverrat. Für mich stellt sich dieses Problem, wie wir in unserem Jargon sagen, dialektischer dar. In seiner Praxis hat Heine das Problem »Dichter oder Tendenzpoet« dialektisch gelöst.

In »Atta Troll« macht er sich lustig über die Poeten auf dem Tendenzroß. Heine ging zu Fuß, aber in die richtige Richtung. Er ritt den Pegasus, aber auf der platten Erde; er ließ sich in der normalen Postkutsche durch Deutschland fahren; aber die Hiebe, die er austeilte, trafen die Richtigen an der richtigen Stelle und schmerzen sie heute noch.

Konkret 03/79, S. 44

Heinrich Böll

Du fährst zu oft nach Heidelberg

Für Klaus Staeck, der weiß, daß die Geschichte von Anfang bis Ende erfunden ist und doch zutrifft.

Abends, als er im Schlafanzug auf der Bettkante saß, auf die zwölf-Uhr-Nachrichten wartete und noch eine Zigarette rauchte, versuchte er im Rückblick den Punkt zu finden, an dem ihm dieser schöne Sonntag weggerutscht war. Der Morgen war sonnig gewesen, frisch, maikühl noch im Juni, und doch war die Wärme, die gegen Mittag kommen würde, schon spürbar: Licht und Temperatur erinnerten an vergangene Trainingstage, an denen er zwischen sechs und acht, vor der Arbeit, trainiert hatte.

Eineinhalb Stunden lang war er radgefahren am Morgen, auf Nebelwegen zwischen den Vororten, zwischen Schrebergärten und Industriegelände, an grünen Feldern, Lauben, Gärten, am großen Friedhof vorbei bis zu den Waldrändern hin, die schon weit jenseits der, Stadtgrenze lagen; auf asphaltierten Strecken hatte er Tempo gegeben, Beschleunigung, Geschwindigkeit getestet, Spurts eingelegt und gefunden, daß er immer noch gut in Form war und vielleicht doch wieder einen Start bei Amateuren riskieren konnte; in den Beinen die Freude übers bestandene Examen und der Vorsatz, wieder regelmäßig zu trainieren. Beruf, Abendgymnasium, Geldverdienen, Studium - er hatte wenig daran tun können in den vergangenen drei Jahren; er würde nur einen neuen Schlitten brauchen; kein Problem, wenn er morgen mit Kronsorgeler zurechtkam, und es bestand kein Zweifel, daß er mit Kronsorgeler zurechtkommen würde.

Nach dem Training Gymnastik auf dem Teppichboden in seiner Bude, Dusche, frische Wäsche und dann war er mit dem Auto zum Frühstück zu den Eltern hinausgefahren: Kaffee und Toast, Butter, frische Eier und Honig auf der Terrasse, die Vater ans Häuschen angebaut hatte; die hübsche Jalousie - ein Geschenk von Karl, und im wärmer werdenden Morgen der beruhigende, stereotype Spruch der Eltern: »Nun hast du's ja fast geschafft; nun hast du's ja bald geschafft.« Die Mutter hatte »bald«, Vater »fast« gesagt, und immer wieder der wohlige Angriff auf die Angst der vergangenen Jahre, die sie einander nicht vorgeworfen, die sie miteinander geteilt hatten: über den Amateurbezirksmeister und Elektriker zum gestern bestandenen Examen, überstandene Angst, die anfing, Veteranenstolz zu werden; und immer wieder wollten sie von ihm wissen, was dies oder jenes auf spanisch hieß: Mohrrübe oder Auto, Himmelskönigin, Biene und Fleiß, Frühstück, Abendbrot und Abendrot, und wie glücklich sie waren, als er auch zum Essen blieb und sie zur Examensfeier am Dienstag in seine Bude einlud: Vater fuhr weg, um zum Nachtisch Eis zu holen, und er nahm auch noch den Kaffee, obwohl er eine Stunde später bei Carolas Eltern wieder würde Kaffee trinken müssen; sogar einen Kirsch nahm er und plauderte mit ihnen über seinen Bruder Karl, die Schwägerin Hilda, Elke und Klaus, die beiden Kinder, von denen sie einmütig -glaubten, sie würden verwöhnt - mit all dem Hosen- und Fransen- und Rekorderkram, und immer wieder dazwischen die wohligen Seufzer »Nun hast du's ja bald, nun hast du's ja bald geschafft.« Diese »fast«, diese »bald« hatten ihn unruhig gemacht. Er hatte es geschafft! Blieb nur noch die Unterredung mit Kronsorgeler, der ihm von Anfang an freundlich gesinnt gewesen war. Er hatte doch an der Volkshochschule mit seinen Spanisch-, am spanischen Abendgymnasium mit seinen Deutschkursen Erfolg gehabt.

Später half er dem Vater beim Autowaschen, der Mutter beim Unkrautjäten, und als er sich verabschiedet, holte sie noch Mohrrüben, Blattspinat und einen Beutel Kirschen in Frischhaltepackungen aus ihrem Tiefkühler, packte es ihm in eine Kühltasche und zwang ihn, zu warten, bis sie für Carolas Mutter Tulpen aus dem Garten geholt hatte; inzwischen prüfte der Vater die Bereifung, ließ sich den laufenden Motor vorführen, horchte ihn mißtrauisch ab, trat dann näher ans heruntergekurbelte Fenster und fragte: »Fährst du immer noch so oft nach Heidelberg - und über die Autobahn?« Das sollte so klingen, als gelte die Frage der Leistungsfähigkeit seines alten, ziemlich klapprigen Autos, das zweimal, manchmal dreimal in der Woche diese insgesamt achtzig Kilometer schaffen wußte.

»Heidelberg? Ja, da fahr ich noch zweidreimal die Woche hin - es wird noch eine Weile dauern, bis ich mir einen Mercedes leisten kann.«

»Ach, ja, Mercedes«, sagte der Vater, »da ist doch dieser Mensch von der Regierung, Kultur, glaube ich, der hat mir gestern wieder seinen Mercedes zur Inspektion gebracht. Will nur von mir bedient werden. Wie heißt er doch noch?«

»Kronsorgeler?«

»Ja, der. Ein sehr netter Mensch - ich würde ihn sogar ohne Ironie vornehm nennen.«

Dann kam die Mutter mit dem Blumenstrauß und sagte: »Grüß Carola von uns, und die Herrschaften natürlich. Wir sehen uns ja am Dienstag.«. Der Vater trat, kurz bevor er startete, noch einmal näher und sagte: »Fahr nicht zu oft nach Heidelberg -mit dieser Karre!«

Carola war noch nicht da, als er zu Schulte-Bebrungs kam. Sie hatte angerufen und ließ ausrichten, daß sie mit ihren Berichten noch nicht fertig war, sich aber beeilen würde; man sollte mit dem Kaffee schon anfangen.

Die Terrasse war größer, die Jalousie, wenn auch verblaßt, großzügiger, eleganter das Ganze, und sogar in der kaum merklichen Verkommenheit der Gartenmöbel, dem Gras, das zwischen den Fugen der roten Fliesen wuchs, war etwas, das ihn ebenso reizte wie manches Gerede bei Studentendemonstrationen; solches und Kleidung, das waren ärgerliche Gegenstände zwischen Carola und ihm, die ihm immer vorwarf, zu korrekt, zu bürgerlich gekleidet zu sein. Er sprach mit Carolas Mutter über Gemüsegärten, mit ihrem Vater über Radsport, fand den Kaffee schlechter als zu Hause und versuchte, seine Nervosität nicht zu Gereiztheit werden zu lassen. Es waren doch wirklich nette, progressive Leute, die ihn völlig vorurteilslos, sogar offiziell, per Verlobungsanzeige akzeptiert hatten; inzwischen mochte er sie regelrecht, auch Carolas Mutter, deren häufiges »entzückend« ihm anfangs auf die Nerven gegangen war.

Schließlich bat ihn Dr. Schulte-Bebrung - ein bißchen verlegen, wie ihm schien - in die Garage und führte ihm sein neu erworbenes Fahrrad vor, mit dem er morgens regelmäßig ein »paar Runden« drehte, um den Park, den Alten Friedhof herum: ein Prachtschlitten von einem Rad; er lobte es begeistert, ganz ohne Neid, bestieg es zu einer Probefahrt rund um den Garten, erklärte Schulte-Bebrung die Beinmuskelarbeit (er erinnerte sich, daß die alten Herren im Verein immer Krämpfe bekommen hatten!), und als er wieder abgestiegen war und das Rad in der Garage an die Wand lehnte, fragte Schulte-Bebrung ihn: »Was denkst du, wie lange würde ich mit diesem Prachtschlitten, wie du ihn nennst, brauchen, um von hier nach - sagen wir Heidelberg zu fahren?« Es klang wie zufällig, harmlos, zumal Schulte-Bebrung fortfuhr: »Ich habe nämlich in Heidelberg studiert, hab auch damals ein Rad gehabt und von dort bis hier habe ich damals - noch bei jugendlichen Kräften - zweieinhalb Stunden gebraucht.« Er lächelte wirklich ohne Hintergedanken, sprach von Ampeln, Stauungen, dem Autoverkehr, den es damals schon so nicht gegeben habe; mit dem Auto, das habe er schon ausprobiert, brauche er ins Büro fünfunddreißig, mit dem Rad nur dreißig Minuten. »Und wie lange brauchst du mit dem Auto nach Heidelberg?« »Eine halbe Stunde.«

Daß er das Auto erwähnte, nahm der Nennung Heidelbergs ein bißchen das Zufällige, aber dann kam gerade Carola, und sie war nett wie immer, hübsch wie immer, ein bißchen zerzaust, und man sah ihr an, daß sie tatsächlich todmüde war, und er wußte eben nicht, als er jetzt auf der Bettkante saß, eine zweite Zigarette noch unangezündet in der Hand, er wußte eben nicht, ob seine Nervosität schon Gereiztheit gewesen, von ihm auf sie übergesprungen war. Sie küßte ihn natürlich, flüsterte ihm aber zu, daß sie heute nicht mit ihm gehen würde. Dann sprachen sie über Kronsorgeler, der ihn so sehr gelobt hatte, sprachen über Planstellen, die Grenze des Regierungsbezirks, über Radfahren, Tennis, Spanisch, und ob er eine Eins oder nur eine Zwei bekommen würde. Sie selbst hatte nur eine knappe Drei bekommen. Als er eingeladen wurde, zum Abendessen zu I bleiben, schützte er Müdigkeit und Arbeit vor, und niemand hatte ihn besonders gedrängt, doch zu bleiben; rasch wurde es auf der Terrasse wieder kühl; er half, Stühle und Geschirr ins Haus zu tragen, und als Carola ihn zum Auto brachte, hatte sie ihn überraschend heftig geküßt, ihn umarmt, sich an ihn gelehnt und gesagt: »Du weißt, daß ich dich sehr, sehr gern habe, und ich weiß, daß du ein prima Kerl bist, du hast nur einen kleinen Fehler: du fährst zu oft nach Heidelberg.«

Sie war rasch ins Haus gelaufen, hatte gewinkt, gelächelt, Kußhände geworfen, und er konnte noch im Rückspiegel sehen, wie sie immer noch da stand und heftig winkte.

Es konnte doch nicht Eifersucht sein. Sie wußte doch, daß er dort zu Diego und Teresa fuhr, ihnen beim Übersetzen von Anträgen half, beim Ausfüllen von Formularen und Fragebögen; daß er Gesuche aufsetzte, ins Reine tippte; für die Ausländerpolizei, das Sozialamt, die Gewerkschaft, die Universität, das Arbeitsamt; daß es um schul- und Kindergartenplätze ging, Stipendien, Zuschüsse, Kleider, Erholungsheime; sie wußte doch, was er in Heidelberg machte, war ein paar Mal mitgetahren, hatte eifrig getippt und eine erstaunliche Kenntnis von Amtsdeutsch bewiesen; ein paar Mal hatte sie sogar Teresa mit ins Kino und ins Café mitgenommen und von ihrem Vater Geld für einen Chilenen-Fond bekommen.

Er war statt nach Hause nach Heidelberg gefahren, hatte Diego ùnd Teresa nicht angetroffen, auch Raoul nicht, Diegos Freund; war auf der Rückfahrt in eine Autoschlange geraten, gegen neun bei seinem Bruder Karl vorbeigefahren, der ihm Bier aus dem Eisschrank holte, während Hilde ihm Spiegeleier briet; sie sahen gemeinsam im Fernsehen eine Reportage über die Tour de Suisse, bei der Eddy Merckx keine gute Figur machte, und als er wegging, hatte Hilde ihm einen Papiersack voll abgelegter Kinderkleider gegeben für »diesen spirrigen netten Chilenen und seine Frau«.

Nun kamen endlich die Nachrichten, die er mit halbem Ohr nur hörte: er dachte an die Mohrrüben, den Spinat und die Kirschen, die er noch ins Tiefkühlfach packen mußte; er zündete die zweite Zigarette doch an: irgendwo - war es Irland? - waren Wahlen gewesen: Erdrutsch; irgendeiner - war es wirklich der Bundespräsident? - hatte irgendwas sehr Positives über Krawatten gesagt; irgendeiner ließ irgendwas dementieren; die Kurse stiegen; Idi Amin blieb verschwunden.

Er rauchte die zweite Zigarette nicht zu Ende, drückte sie in einen halb leergegessenen Yoghurtbecher aus; er war wirklich todmüde und schlief bald ein, obwohl das Wort Heidelberg in seinem Kopf rumorte.

Er frühstückte frugal: nur Brot und Milch; räumte auf, duschte und zog sich sorgfältig an; als er die Krawatte umband, dachte er an den Bundespräsidenten - oder war's der Bundeskanzler gewesen? Eine Viertelstunde vor der Zeit saß er auf der Bank vor Kronsorgelers Vorzimmer, neben ihm saß ein Dicker, der modisch und salopp gekleidet war; er kannte ihn von den Pädagogikvorlesungen her, seinen Namen wußte er nicht. Der Dicke flüsterte ihm zu: »Ich bin Kommunist, du auch?«

»Nein«, sagte er, »nein, wirklich nicht nimm's mir nicht übel.«

Der Dicke blieb nicht lange bei Kronsorgeler, machte, als er herauskam eine Geste, die wohl »aus« bedeuten sollte. Dann wurde er von der Sekretärin hineingebeten; sie war nett, nicht mehr so jung, hatte ihn immer ô freundlich behandelt - es überraschte ihn, N daß sie ihm einen aufmunternden Stups gab, er hatte sie für zu spröde für so etwas gehalten. Kronsorgeler empfing ihn freundlich; er war nett, konservativ, aber nett; objektiv; nicht alt, höchstens Anfang vierzig. Radsportanhänger, hatte ihn sehr gefördert, und sie sprachen erst über die Tour de Suisse; ob Merckx geblufft habe, um bei der Tour de France unterschätzt zu werden, oder ob er wirklich abgesunken sei; Kronsorgeler meinte, Merckx sei wohl wirklich fast am Ende, gewisse Erschöpfungsmerkmale könne man nicht bluffen. Dann über die Prüfung; daß sie lange überlegt hätten, ob sie ihm doch eine eins geben könnten; es sei an der Philosophie gescheitert; aber sonst: die vorzügliche Arbeit an der VHS, am Abendgymnasium; keinerlei Teilnahme an Demonstrationen, nur gäbe es - Kronsorgeler lächelte wirklich liebenswürdig - einen einzigen, einen kleinen Fehler.

»Ja, ich weiß«, sagte er, ich fahre zu oft nach Heidelberg.«

Kronsorgeler wurde fast rot, jedenfalls war seine Verlegenheit deutlich; er war ein zartfühlender, zurückhaltender Mensch, fast schüchtern, Direktheiten lagen ihm nicht.

»Woher wissen Sie?«

»Ich höre es von allen Seiten. Wohin ich auch komme, mit wem ich auch spreche. Mein Vater, Carola, deren Vater, ich höre nur immer: Heidelberg. Deutlich höre ich's, und ich frage mich: wenn ich die Zeitansage anrufe oder die Bahnhofs-Auskunft, ob ich nicht hören werde: Heidelberg.«

Einen Augenblick sah es so aus, als ob Kronsorgeler aufstehen und ihm beruhigend die Hände auf die Schulter legen würde, erhoben hatte er sie schon, senkte die Hände wieder, legte sie flach auf seinen Schreibtisch und sagte: »Ich kann Ihnen nicht sagen, wie peinlich mir das ist. Ich habe Ihren Weg, einen schweren Weg, mit Sympathie verfolgt - aber es liegt da ein Bericht über diesen Chilenen vor, der nicht sehr günstig ist. Ich darf diesen Bericht nicht ignorieren, ich darf nicht. Ich habe nicht nur Vorschriften, auch Anweisungen, ich habe nicht nur Richtlinien, ich bekomme telefonische Ratschläge. Ihr Freund - ich nehme an, er ist Ihr Freund?«

»Ja.«

»Sie werden jetzt einige Wochen lang viel freie Zeit haben. Was werden Sie tun?«

»Ich werde viel trainieren - wieder radfahren, und ich werde oft nach Heidelberg fahren.«

»Mit dem Rad?«

»Nein, mit dem Auto.«

Kronsorgeler seufzte. Es war offensichtlich, daß er litt, echt litt. Als er ihm die Hand gab, flüsterte er: »Fahren Sie nicht nach Heidelberg, mehr kann ich nicht sagen.« Dann lächelte er und sagte: »Denken Sie an Eddy Merckx.«

Schon als er die Tür hinter sich schloß und durchs Vorzimmer ging, dachte er an Alternativen: Übersetzer, Dolmetscher, Reiseleiter, Spanischkorrespondent bei einer Maklerfirma. Um Profi zu werden, war er zu alt, und Elektriker gabs inzwischen genug. Er hatte vergessen, sich von der Sekretärin zu verabschieden, ging noch einmal zurück und winkte ihr zu.

Konkret 03/79, S. 47

Ludwig Fels

Da wird kein Ohrenschmalz ranzig

konkret Platten-Kolumne

Es raunt, ein gewisser Mickey Jupp aus England sei drauf und dran, die Herren Fats Domino und Chuck Berry in den Schatten zu spielen; auf JUPPANESE (Stiff 6.23655) ist dieser Wunderjunge von der britischen Insel zu hören, der da plötzlich wie ein Vergessener gefeiert wird. Mir ist das einfach ein bißchen zuviel Getöse. Trotzdem: der Mann macht das Maul auf und hatte mich an den Ohren, besonders mit seinem SCHOOL-Lied. Er turnt an den Gitarrensaiten, rührt die Tasten und singt mit dem ganzen Leib, nicht schön, aber kräftig. Bei OLD ROCK'N'ROLLER vergißt man, daß Elvis tot ist, das klingt wie Jerry Lee Lewis in seiner Glanzzeit, und ein Stimmbändchen von Little Richard hat Mickey Jupp bestimmt geküßt. Dieses Kehlkopf-Rauhbein hat einen Schritt drauf, den man nur in guter Verfassung durchsteht. Seine Band besteht anscheinend aus unwattierten Dampfhämmern. Aber sie können auch anders. PARTIR C'EST MOURIR UN PEU zum Beispiel ist ein Stück, das ich als Orgasmus-Ballade bezeichne, ein schlingerndes Ohrwürmchen, verbrecherisch süß und weich. Mickey Jupp hat das Rhythm'n'Blues-Gefühl, eine schwarze Seele unter der weißen Haut wie Feuer unterm Schnee. Seit ungefähr zehn Jahren kämpft er um ein Plätzchen weiter oben, und wahrscheinlich basiert ein gut Teil meines Lobs auf dem Mitleid, das man für einen Verkannten empfindet. JUPPANESE ist kein umwerfender Geniestreich, aber in seiner Art solidtraditionell, eben Klassik-Rock vom jüngsten Veteranen dieser Gattung.

Doch nun vorwärts zu meiner alten Leidenschaft: dem Raggae. Huch, hör ich Herrn Hermann L. Gremliza sagen, schon wieder! Und nicht nur ihm würde ich liebend gern Ricos MAN FROM WAREIKA (Island 28 903 XOT) auf den Plattenteller stampfen, um mich vom Verdacht der Geschmacksverirrung zu befreien. Trombone-Rico Rodrigues hat dem Reggae, der leider immer noch als stumpfsinnig verrufen ist, einen Jazz-Touch verpaßt, der in dieser Musik bis heute einzigartig sein dürfte; mit dreißig Leuten hat er diese Instrumentalplatte eingespielt, mit seiner Posaune, die er wie ein Negerengel spielt, den Saxophons, Trompeten, Keyboards und dem Flügelhorn voran. Trotz Percussion ist es eine stille Musik, so unaufdringlich, daß man ihr mit Bedacht lauschen muß. Ich schreibe gern vor ihrem melodischen Hintergrund, sie entspannt und hält gleichzeitig den Kopf auf Trab. Eine Drehung lauter, schon könnte man danach tanzen, wenigstens mit den Hinterbacken auf'm Bürostuhl. Das Cover von MAN FROM WAREIKA schaut aus wie eine russische Ikone. Die religiösen Elemente des Reggae berühren mich Schwergläubigen zwar nicht, aber sie dienen mir doch als Beweis dafür, daß nicht jede Religion allein die Ziele der Nächstenliebe verfolgen muß, sondern klarmachen kann, daß um gefaltete Hände die Handschellen schneller und leichter anzulegen sind. Bei einer erhobenen Faust hat man da schon mehr Schwierigkeiten. Mein Lieblingsstück heißt LUMUMBA. Na gut, man könnte mir den Vorwurf aufbürden, ich spräche zu sehr auf die exotischen Reize dieser Musikrichtung an, und ich könnte darauf nur antworten: Gottodersonstwemseidank! Jedenfalls muß einer der Urahnen Ricos vor den Mauern Jerichos gestanden und ihm seine Bläserqualitäten vererbt haben. Reggae, besonders jener auf dieser Platte, bedeutet für mich Nicht-Jamaikaner eine Brücke zum afrikanischen Kulturboden.

Gäbe es Lautmalerei, würde der Begriff Musiker im Fall Taj Mahals ganz anders dastehn als hier, nämlich in riesigen Balken! Ich sah am 31.12.78 sein Konzert in der Hamburger »Markthalle«; zwei Stunden lang (ohne Zugabe!) war ich wie in einer andern Welt. Taj Mahal ist einer, der live noch besser ist als im Studio, und ich glaube, da gehört sich etwas dazu; allerhand, möchte ich meinen. Bei seinem neuesten Werk EVOLUTION (Warner Bros. BSK 3094) fehlt das R vorndran. Wenn er THE BIG BLUES spielt, so ist das keine Übertreibung, der rollt so schwarz aus dem Straßendreck aufs Konzertparkett. Taj Mahal, fast so etwas Ähnliches wie Schwarzer von Beruf, hat sich zum Anti-Amerikaner durchgespielt; seine Mannschaft steht ihm in nichts nach. Auch Soul ist drauf, aus einer seltenen Brust; SOUTHBOUND WITH THE HAMMER DOWN saugt das Gehör an. Taj Mahal hat einen Globusstil, das heißt, wenn man sich in Südamerika glaubt, findet man sich im Betongestrüpp einer nordamerikanischen Großstadt wieder. Wenn Rudy Costa Soprano- und Alto Saxophon gleichzeitig bedient, Marimba und Kalituba wetteifern, Taj Mahal seine Gitarre Purzelbäume schlagen läßt, heftig unterstützt von den anderen Musikern, dann ist HIGHNITE, dann freut man sich bis zur Nabelwurzel, dann muß dieser Satz, der weder ordinär noch chauvinistisch gemeint ist, aufs Papier: dieser Sound geht unter die Vorhaut, weil Taj Mahal einer der wenigen Schwarzen Musiker ist, der sich noch nicht in Disco übt, nicht in Plastik wurzelt oder wie durch einen Hamburger röchelt.

7 Les Dudek, ein New Yorker Bleichgesicht, führt uns seine GHOST TOWN PARADE (CBS 82562) vor. CENTRAL PARK, sagt er. Und ein Taxifahrer lacht wie irre über diesen Verrückten. Nach einem Canmäßigen Trommelsolo gehts dann los, als würden Cream und Jimi Hendrix gleichzeitig aufspielen; kein Wunder: Jack Bruce ist mit von der Partie. Aber auch die andern Gaststars können sich hören lassen, daß vor lauter Luftschnappen kein Zahn trocken bleibt, kein Ohrenschmalz ranzig wird. Entschuldigung, das Dudek-Album enthält auch eine, eine einzige, Reggae-Huldigung: DOES ANYBODY

CARS; irgendein rockiger Stehgeiger hat bei dem Stück den Bogen raus. Die drittbeste Nummer, nach meiner Geschmacksrechnung, ist der Titelsong GHOST'TOWN PARADE, an dessen Ende ich jedesmal fühle, wie sich eine Gänsehaut um mein Rückgrat wickelt, so mitternachtsverloren sägt diese psychedelische Inspiration durch Pullover und Unterhemd, ein Sinnbild kalter Straßen, vereister Gestalten. Die Musiker, die bei Dudek mitmischen, sind eine Besetzung, bei der es einen nicht erstaunt, daß aus dieser Platte etwas geworden ist, das den Vergleich mit Dylan und Newmann standhält,

I einfach deshalb, weil die beiden für ihre letzten Produktionen eine Vielzahl der gleichen Leute angeheuert hatten. FALLING OUT, kann man da nur wünschen. Daß Les seiner Schwester Sandy für Sockenwaschen dankt, schriftlich auf der Hülle, hält mich davon ab, meine Begeisterung in einen Kopfsturz umzuwandeln.

Konkret 03/79, S. 48

konkret Markt

KONKRET veröffentlicht einen weiteren Auszug aus dem Briefwechsel zwischen G.A., zuständig für alle Fragen der Dylan-Deutung, und dem Dylan-Experten Uwe H. aus Hamburg-Winterlude

Servus!

Schaun's, da gibt's jetzt eine neue Dylan Platte- kann ma' scho' sag'n - vom Ambros, Wolfgang. Der hat ein paar Dylan-Songs eingedeutscht, genauer: eingewienert. Man ist skeptisch und erwartet eine Graf Bobby Version, verstehn's? (Die G'foa is offensichtlich/doch des is ned so wichtig ...)

Immerhin sind solche harten Nüsse dabei wie »Like a Rolling Stone«, »It ain't me, Babe«, »Love - O«, »Sooner or Later« und »Don't Think Twice«. Doch probieren Sie's selber mal: »I hab ned woll'n, daß'd ma jetzt bös bist ...« läßt sich beim Autofahren, duschen oder »so zwisch'n ans und zwa« schon fast so gut vorsichhinsingen wie »I didn't mean to treat you so bad ...«, *fast.* Denn indem er singt, wie er singt, bestätigt Ambros das Ur-Axiom der Dylan-Forschung: Nobody sings Dylan like Dylan. Wie ich herausgefunden habe, arbeitet auch die Wiener Schule der Dylanologie nach diesem Grundsatz, allerdings leicht variiert: Nobobby sings Bobby like Bobby.

Aber auch die Kehrseite dieses Axioms bestätigt Ambros: Everything I'm saying, you can say it *fast* as good. Und einer muß ja mal den Anfang machen auch für die vielen, die Dylan nur als Pop-Monster kennen, bei dem die Feuerzeuge und Wunderkerzen hochgehen. Ralfchen z.B. (Schulenglisch fünf plus, you know that I know ...) hat auch gesagt, nun wisse er endlich mal, was der Dylan so singt und jetzt kann er sich was drunter vorstellen, wenn er die ausgekoppelte »I bin's ned« im Radio hört. (Und als ich ihm dann das richtige »It ain't nie« vorg'spült hab, gings erst richtig los.) Also: Der Ambros im Haus erspart nicht den Zimmermann, no no no, aber der Central Park ist ja auch nicht der Wienerwald.

Die Arrangements sind bescheiden wie die Texte. Die sind unaufdringlich wie die Arrangements. Dialekt hat da schon saftige Vorteile. (Carl-2001-Weissner hat's da schwerer gehabt.)

Ambros hat noch ein paar faces rearranged und ihnen another narre gegeben. (Was zum Teufel ist ein Sandler?) Man könnte lange hin und her vergleichen bei den Texten. Aber erstens ist das nicht fair und zweitens was Solls? Dylan himself ändert ja auch dauernd. Ich finde es so akzeptabel, manchmal scho' a bissen weich, aber ned matschig, he's not selling any alibis. Auch wenn eine Alte »like some rauen at my window« bei Ambros »wia Taub'n (im Grob'n)« wird. Aber schließlich geht der Wiener auch Taub'n vergift'n im Park.

Und mutig ist der Ambros. Er scheut nicht den Konflikt mit der berüchtigten Wiener Sitte. Unverhüllt erzählt er die Geschichte von dem Bub'n, der ihn auf sein Zimmer mitgenommen hat. Und dann hast »du g'sogt, du host no nie an andern geküßt. I hob ned begriff'n, daß' jetzt g'fährlich wird. I hob afoch ned g'sehn wia jung du no bist.« Aber sooner oder later wird jeder von uns sehn, es liegt die Schuld riet nur allan bei mir. Auch ohne Staatsanwalt eine traurige Geschichte. Denn »wia I di gseh'n hab mit dein oid'n Freund, schmus'n, do woa fja mi völlig kloa, daß'd wieder zu eahm zruckgangen bist. I hob doch ned g'wußt, daß des a Abschied für immer woa. Aber früher oder später ...«

Und was mir noch auffiel. Ambros hält einige Texte in einem geschlechtsneutralen Schwebezustand. »The man in nie« ist bei Ambros »Da Mensch in mir«. In Carl Weissners Übersetzung ists »Der Mann in mir.« So hat es Dylan wohl auch gewollt. Doch wen interessiert, was Dylan wollte? Was Sie und ich hören wollen, das interessiert, Mensch Mann.

»Wie im Schlaf« heißt die Plattn, but still not sleeping. Guten Morgen.

P.S. Apropos Kino kennen Sie Film? *Renaldo und Clara* von Bob Dylan mit Bob Dylan und Sarah Dylan *ist* ein Heimatfilm.

Wolfgang Ambros: »Wie im Schlaf«. Lieder von Bob Dylan, bellaphon-LP (BLPS 3333)

Notizen aus der Republik mit Dieter Hildebrandt, Knut Kiesewetter, Jochen Steffen, Schneewittchen, Hans Scheibner

LP, 16 Mark plus 2 Mark Porto, zu bestellen bei »wir« -Redaktion, SPD-Haus, Kleiner Kuberg 28-30, 23 Kiel 1

Die LP ist der Live-Mitschnitt einer Veranstaltung zum 60. Jahrestag des Kieler Matrosenaufstands, Biermann, der dabei war, ist auf der Platte (aus Rechtsgründen) leider nicht dabei, Scheibner, der leider dabei war, ist auch auf der Platte dabei - fad und penetrant wie (fast) immer. Aber sonst: Knut Kiewwetter mit zwei bescheiden-klugen Liedern, »Schneewittchen« auch mit zweien (darunter das von rechten NDR-Funktionären schon auf die schwarze Liste gesetzte »Der Mann, das ist ein Lustobjekt«). Höhepunkt aber die jeweils viertelstündigen Auftritte der originellsten linken Satiriker: Des kess-politischen, blitzgescheiten Dieter Hildebrandt (über SPD-Karrieristen, Sozialistengesetz, deutsche Richter) und Jochen Steffen, der verspielt-hintersinnigbösartige Kuddl Schnööf (über den friesischen »Kapitalismus« von Seeräuberei und freiem Strand.) Auch wenn man die Platte nur gegen Voreinsendung von 18 Mark bestellen kann - es lohnt sehr.

Christian Schultz-Gerstein: Der Doppelkopf / Nach einem Gespräch mit Jean Amèry / März bei Zweitausendeins / 128 Seiten, 10 Mark

Es treffen zusammen: Jean Amèry, Widerstandskämpfer, KZ-Häftling, Linker ohne Partei, ein Kerl, der eine Meinung hat, auch über das Recht auf Freitod (von dem er später Gebrauch machte), und Schultz-Gerstein, Redakteur (damals bei der »Zeit«, jetzt beim »Spiegel«), Sohn eines NS-Richters, Apo-Generation, einer, der seine Meinung sucht, und doch schon ein Stück Kerl, wo er sie hat: Über die »indessen«- und »freilich«l Spiele bürgerlicher Journalistik beispielsweise, denen er ausgeliefert ist (und sich ausliefert), fasziniert vom keiner Entschuldigung bedürftigen Urteil seines Gesprächspartners. Amèry über einen Hitler-Filmer und »FAZ«Herausgeber: »Ich hab mal mit dem (Fest) im Fernsehen diskutiert. Der Kerl überschreitet meine Ekelgrenze.« Auch, weil er kein »Kerl« (Döblin) ist. Daß Schultz-Gersteins Text, formlos, informell, nicht unverbindlich, aber in keine bekannte Gattung passend, als Buch erscheinen konnte, zeigt, was wir an März und Zweitausendeins haben.

»Gertrud Meyer -Die Frau mit grünen Haaren«, Herausg. M.C. Wiessing, VSA Verlag, 161 Seiten, 16,80 Mark

Sie starb vor drei Jahren - doch ihr Schicksal wird noch lange diskutiert werden. Sie gehört zu jenen, die erlebten, was wir heute Stalinismus nennen. Sie gehört nicht zu jenen, die deshalb in die antikommunistische Szene passen. Eine Frau, die ihre politisch-historischen Erkenntnisse über ihr persönliches Schicksal stellte: Gertrud Meyer - die Frau mit den grünen Haaren. Den Titel dieses Buches hat Gertrud Meyer selbst ausgesucht; zwei Jahre arbeitete sie in einer Munitionsfabrik, wo ihr Pikrinsäure die Haare färbte. Der Herausgeber ihrer Lebensgeschichte ,einer ihrer treuesten Freunde, M.C. Wiessing, nahm ihn auch als Symbol für die Mißgeschicke, mit denen Gertrud Meyer ein Leben lang zu kämpfen hatte.

Das Buch beginnt chronologisch: Kindheit und Jugend in Hamburg und Köln 1917-1930, Moskau 1930-1938, Heimkehr 1938-1940, legal in Hamburg, Kampf für Demokratie und sozialen Fortschritt. Es ist mit Bildern und Dokumenten aus der Geschichte der Arbeiterbewegung und Zwischentexten weit mehr als die Biografie einer Frau, die durch ihre Publikationen über den antifaschistischen Widerstand internationalen Ruf erlangte.

Gertrud Meyer hatte bereits während der KZ-Haft in Fuhlsbüttel aus ihrem Gedächtnis Material zur Belangung der nazistischen Verfolger zusammengestellt. Nach 1945 bereitete sie mit ihren Kameraden den Prozeß gegen das Gestapo-Dezernat Marxismus-Leninismus vor. »Damals gab es noch keine deutsche Gerichtsbarkeit, es wurden nur Verbrechen abgeurteilt, die an Ausländern begangen worden waren.« Gertrud kämpfte jahrelang wie eine Löwin dafür, daß auch Prozesse wegen Verbrechen an Deutschen eingeleitet wurden, aber -»Nun war das so, daß die Kriegsverbrechergerichte in Hamburg ja wieder hauptsächlich mit Nazijuristen besetzt waren.«

Gertrud Meyers Lebensgeschichte - und die ihres Lebensgefährten Hans Schwanz (ihr Mann war nach der Lagerhaft in der Sowjetunion gestorben) - ist ein wichtiger Teil *unserer* Geschichte. Und sie beantwortet die Frage nach der Verjährung von NS-Verbrechen.

Gerda Zorn

»Ein Käfig voller Narren«, Film mit Ugo Tognazzi und Michel Serrault

Hier kommt man aus dem Kichern nicht mehr raus (und wenn man mitkriegt, daß da als eine der Hauptpersonen Helmut Kohl als Fummeltrine auftritt, ist es ganz vorbei). Und das Schöne: Beim Lachen macht man sich nicht über die sympathisch vertuckten Transis lustig, sondern die machen das Publikum lustig. Nach vielen Jahren ist es wieder mal möglich: ein paar schöne Stunden im Kino.

»Die Faust in der Tasche«, Film von Max Willutzki, mit Ernst Hannawald, Ursela Monn und Manfred Krug

Jeder gute Linke müßte für diesen Film Reklame machen. Max Willutzki ist ein fortschrittlicher Regisseur, hat schon mal einen Film über's Berufsverbot gedreht; Drehbuch-(Mit)Autor ist der KONKRET-Mitarbeiter Martin Buchholz, auch sehr fortschrittlich. Und ihr Thema diesmal ist besonders und durch und durch fortschrittlich: Wie man mit dem Problem der Jugendarbeitslosigkeit durch Solidarität fertig wird. Zwar mußte Willutzki, wie er sagt, ein paar inhaltliche Abstriche machen, um sich die Gelder für seine aufwendige Produktion zu sichern, und vor allem durfte er die Berliner Polizei nicht vergrätzen, die eine wichtige Rolle zu spielen hatte. Aber der Film ist immer noch so fortschrittlich, daß er fürs morgendliche Schul-Fernsehen wirklich ein Gewinn wäre. Im Fach *Gemeinschafts*kunde oder auch in Religion. Ein unheimlich fortschrittlicher Bruder Lukas ist nämlich die -Hauptfigur.

BDX von Beherman-Demoen

Der BDX ist ein Kampschützenpanzer für mehrere Einsatzarten: kurzfristige Überstellung von Infanteristen an den Einsatzort (zwölf Mann mit Waffen und Ausrüstung bei mehr als I00 km/h), Bandenjagd, Guerilla- und Demonstrantenbekämpfung, Aufklärung, Flughafenschutz, Verwundetentransport und Kampfführung.

Jeder Polizeipräsident, der sich mit der Wahrnehmung eines Grundrechts konfrontiert sieht, kann nähere Einzelheiten über Bewaffnung etc. in der Fortsetzung der hier zitierten Anzeige nachlesen, mit der für den belgischen Schützenpanzer in der BRD-Zeitung »Wehrtechnik« geworben wird.

Wirtschaftswissenschaft für die Revolution

Der Ungar Eugen Varga (1878-1964) ist ein Wissenschaftler, dessen Arbeiten aus der Arbeiterbewegung hervorgingen und auf ihre wissenschaftliche Unterstützung gerichtet waren: Seine ökonomischen Analysen übe: einzelne Länder, über die internationale wirtschaftliche Entwicklung, die Hintergründe der Vertragssysteme in den 20er Jahren, die Verschärfung und Verschiebung der internationalen kapitalistischen Konkurrenz, den Charakter der Weltwirtschaftskrise u.a.m. sind wichtige Grundlagen für die Festlegung der Strategie und Taktik der kommunistischen Internationale und ihrer einzelnen nationalen Sektionen gewesen. Der Zwang, sich unerbittlich auf die Wirklichkeit zu beziehen und nach Ansatzpunkten und den richtigen Orientierungen für ihre Veränderung zu suchen, prägt unübersehbar die Arbeiten Vargas und hat jene Verbindung von Theorie und Empirie produziert, die bis heute vorbildhaft ist und die weder durch sich ständig verfeinernde und verflüchtigende Exegese der Kategorien des »Kapital« noch durch eine immer umfangreichere Ansammlung von Fakten und Daten geleistet werden kann. Die Schriften Vargas sind vielmehr ein Musterbeispiel für die theoretisch zielgerichtete Erfassung der Realität, wie umgekehrt auch für die Weiterentwicklung der Theorie unter dem Einfluß veränderter Realität - siehe beispielsweise die Analyse zum Einfloß der Monopole auf den Zyklus oder zur Deformierung des Reproduktionsprozesses durch die Hochrüstung.

Die bedeutendsten Untersuchungen Vargas sind als Vierteljahresberichte in der »Internationale:. Pressekorrespondenz« (INPREKOR) und ab 1933 in der »Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung« erschienen. Sie sind jetzt in 5 Bänden zusammengestellt und von Jörg Goldberg (Institut für marxistische Studien und Forschungen in Frankfurt/Main) neu herausgegeben worden. Der einführende Band erhält einen Überblick über Vargas Lebensweg und Lebenswerk (von Georg Göncöl), eine ausgezeichnete Einführung in die methodischen und theoretischen Probleme der Vierteljahresschriften von Jörg Goldberg, sowie wichtige Hutweise zum historischen Hintergrund der »Sozialfnschismus«-These von Josef Schleifstein, Direktor des IMSF. Sehr hilfreich ist neben dem kompletten Inhaltsverzeichnis aller Bände auch die Systematik der Schwerpunktthemen, die dem Leser das Zurechtfinden in der Fülle des Materials erleichtert.

Jörg Huffschmid

E. Varga, Wirtschaft und Wirtschaftspolitik, Vierteljahresberichte 1922-1939, herausgegeben von Jörg Goldberg. Verlag das europäische Buch, 5 Bände, 2136 Seiten, 198 Mark

»Eine Hochzeit«, Film von Robert Altmann

Von allem; was oben über »Ein Käfig voller Narren« gesagt wurde, gilt hier das Gegenteils Aber jedes Volk hat die Komödien, die es verdient. In beiden Filmen geht es um eine Hochzeit; ein eindrucksvoller Kulturvergleich bietet sich an: die leichte, liebevolle Fröhlichkeit beim »Käfig«, der französisch-italienischen Koproduktion, und die menschenverachtende, verkniffene Klamotte des Amerikaners Altmann, die auf die niederen Instinkte ihres Publikums angewiesen ist. Häßliche Physiognomien und moralische Verkommenheit werden einer gemeinen Meute vorgeworfen: So, nun lacht euch kaputt! In unsern Kinos läuft der Altmann-Schund mit erschreckendem Erfolg.

Konkret 03/79, S. 50

Hermann L. Gremliza

konkret ex-press

Nun hab ich doch was mit **Helmut Schmidt** gemein. Vor Metallarbeitern in Geislingen hat er nämlich gesagt:

Wer von Ihnen hat das werden können, was er sich gewünscht hat? Ich habe mir schließlich auch nicht gewünscht, einmal Bundeskanzler zu werden.

Ich mir auch nicht. Daß er. Weil ich wußte, daß er dann jugendliche Lehrstellensucher ex officio mit seinen Herren-Witzen verhöhnen würde.

So ein Beobachter hat's manchmal schwer:

Ein Datum, daß die Journalisten nicht so rasch vergessen werden, war der Ankunftstag der chinesischen Delegation. Das Sicherheitspersonal hatte die Presse so ungeschickt postiert, daß man überall nur den Rücken dichtgeballter Menschen vor sich hatte. Man sah Deng nur, als er lächelnd die Gangway herunter Vizepräsident Mondale in die Arme trippelte.

Der Arme heißt **Thomas Kielinger** und berichtete für die »Welt« (30. Januar). Die »Frankfurter Allgemeine« aber hatte vorgesorgt und ihren schwerhörigen Militärredakteur **Adelbert Weinstein** geschickt, mit Recht, wie sich am 30. Januar zeigen sollte:

Die chinesischen und die amerikanischen Fahnen flatterten nebeneinander in der kalten Januarbrise. Trotz des großen Zeitunterschieds zwischen Peking und Washington zeigte der stellvertretende Ministerpräsident nicht die geringste Müdigkeit. Körperlich klein, sehr klein, war er dennoch der natürliche Mittelpunkt. Seine Lebhaftigkeit steckte an. Er trug keinen Hut. Man konnte das schelmische Mienenspiel seines Gesichts beobachten. Die Haare trotz der 74 Jahre noch dunkel und voll, die Haut bräunlich gegerbt, strahlte er fast jugendliches Flair aus. Die Handbewegungen und das Aufwerfen des Kopfes aber verrieten den Mann mit forderndem Willen. Hier ging ein Chef.

Nichts hat man gesehen? Alles hat man gesehen! Und wenn Sie schon nichts sehen, Kielinger, dann denken Sie sich was. Stellt sich an von wegen Rücken dichtgeballter Menschen! Was wird er schon sein, der Chines'? Klein, sehr klein, Kielinger, und natürlich nicht müde, sondern wuselig, meinetwegen auch lebhaft. Und haben Sie schon mal einen Chinesen mit Hut gesehen? Na, also. Und was wird er gebildet haben, beim Staatsempfang? Richtig, Kielinger, Sie lernen's noch, den Mittelpunkt hat er gebildet. Und infolgedessen hat er schelmisch geguckt oder wenn Sie was andres schreiben wollen als der Weinstein schreiben Sie verschmitzt. Und daß er 74 ist, der Deng-Teng, steht in der Pressemappe, dafür brauchen wir Sie nicht auf Spesen nach Washington zu schicken zum Beobachten - jugendliche Frische müssen's schreiben, weil bei uns geht das nicht mit den ewigen Fremdwörtern, das ist mehr was für die »FAZ«, im übrigen, glaub ich, ist »Flair« ganz falsch, das heißt was ganz anderes als was man glaubt, was der Weinstein meint heißt glaub ich »Air«. Ist auch egal. Das nächste Mal, Kielinger, nehmen's einen Blindenhund mit, oder einen Schwerhörigen, aber wir erwarten Beobachtungen. Beobachtungen, Kielinger! Sonst kommt der Chef mit dem eisernen Willen, und dann geht einer.

Die »Hamburger Morgenpost« (»Von uns - für Sie!« - Also von Deppen für Deppen) müßte man diesen Texten komplett beilegen, denn so ein Satz

Damit unsere Hanseatischen Dichter, Liedermacher, Schauspieler und Kabarettisten aus ihrem Dornröschenschlaf aufschrecken, um mit scharfer Zunge und beißendem Humor auf den Putz zu hauen ...

der gibt doch nur eine Ahnung von dem, was unter der Chefredaktion des Starjournalisten **Conrad Ahlers** dort alles möglich geworden ist. Auch wer viel Dummheit unterstellt, kommt so langsam nicht mehr um den Verdacht herum, daß Absicht im Spiel ist. Man lese Ahlers'Aufruf an Hans-Ulrich Klose:

Der Bürgermeister wäre gut beraten, wenn er ... jetzt endlich den Konfrontationskurs gegenüber Teilen seiner Partei, mit weiten Teilen des Publikums und mit der Mehrheit der Hamburger Presse aufgeben würde.

Die Mehrheit der Hamburger Presse sind jene 82 Prozent, die bei Springer erscheinen. Mit dem soll sich Klose arrangieren, damit Ahlers' Plan endlich aufgeht: Die »Mopo« herunterwirtschaften, bis sie nicht mehr kann, die Reste Springer vermachen und ein warmes Plätzchen im Konzern für den freundlichen Vermittler (fremdwörtlich auch: Agenten).

Wir von der »**Frankfurter Allgemeinen**« meinen zwar auch: Carter gut, Breshnew nix gutt, Tito mies genug, Pinochet immer noch besser. Eben wie die »Bild«-Zeitung. Aber, aber ...

Aber einen gemeinsamen Vorrat an Phantasien, an Bausteinen des gepflegten Gesprächs braucht ein Volk, wenn etwas wie Gesellschaft, Geselligkeit entstehen soll.

Ich schlage vor, das Problem mit Tucholsky zu lösen: »Meinen Frau Gräfin nicht auch, daß dies eine rechte Scheißmeinung sein dürfte?«

Überschrift in der »**Welt**«:

Der Winter machte 164.000 arbeitslos

Wenn wir den erwischen, diesen Winter, der kann aber was erleben!

Zwei Wochen nach dem Stahlarbeiterstreik sahen die Kollgen ihren **Eugen Loderer** wieder. In der »Bild«-Serie »So begann unsere Liebe - Prominente erzählen, wie sie sich kennenlernten.« Nachdem Waltrude Schleyer von der schmucken (SS-) Uniform ihres werbenden Hanns-Martin erzählt hatte, konnte der gefährliche Arbeiterführer einfach nicht mehr anders, es wußte aus ihm heraus:

Aber die schönsten Dinge im Leben kosten ja gar kein Geld. Zum Beispiel spazierengehen, wenn man verliebt ist. Über Hügel, durch Wiesen, im Wald. Da hat der Eugen dann Gitarre gespielt - das hatte er bei den katholischen Pfadfindern gelernt -und sie haben zusammen gesungen: »Es stehen drei Birken wohl auf der Heide« oder »Die Gedanken sind frei...«

Und später, daheim:

Alles sehr gemütlich eingerichtet. So schlicht und sparsam wie die Loderers eben sind. »Meine Einbauküche mußte ich ihm regelrecht aus den Rippen schneiden«, sagt Frau Loderer.

Aber das sind auch nicht die schönsten Dinge im Leben, denn die kosten ja gar kein Geld. Ach, werden Stahlarbeiter im Pütt eine Freude gehabt haben. Und vielleicht die Frage: Eugen, schämst du dich nicht?

Bäcker backen, Schweißer schweißen, Journalisten machen sowas:

Der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit, auf den sich die Bundesregierung beruft, ist keine Säure, mit der sie eine ihr lästig gewordene Pflicht wie einen Flecken wegätzen könnte. Würde die Bundesregierung ihren Beschluß in ein Gesetz gießen, strandete sie damit vermutlich in Karlsruhe.

Das war der seefahrende Seifengießer **Johann Georg Reißmüller**, Herausgeber der »FAZ«. Und dies ist der Chefredakteur der »Zeit«, Dr. Theo Sommer:

Wie Kinder, die im Dunkeln pfeifen, pochen sie auf ihren Weltmachtanspruch.

Chefredakteure und Herausgeber, die im Dunkeln pochen, pfeifen auf die Sprache, auf deren Kosten sie ihren Broterwerb bestreiten. Dafür gibt es nur eine angemessene Strafe: Daß sie jeden Morgen Brötchen zum Frühstück bekommen, die ein Bäcker so gebacken hat, wie diese Schreiber ihre Leitartikel schreiben.

Ein kurzer Griff, huch, untern Rock der »**FAZ**«:

Am Wochenende versammeln sich die Bischöfe Lateinamerikas in Puebla. Ob konservativ oder progressiv eingestellt, alle werden auch über die Frage nachdenken, wie den Bewohnern ihres geschundenen Kontinents Gerechtigkeit in dieser Welt zuteil werden kann.

Der Autor, eher präservativ, hat den Wunsch zwar Vater des Gedankens, doch nicht des Wortes werden lassen. Knapp genug ging's dran vorbei, denn gedacht hat er: wie den Bewohnern des Kontinents Gerechtigkeit zugeteilt werden könne.

Der **Lothar Bossle**, ein deutscher Früh'rer (nämlich Sozialdemokrat), betreibt jetzt bei der CSU ein

Institut für Demokratie-Forschung

Dort forscht er nach dem Erreger derselben sowie nach einem Impfstoff dagegen.